

Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südostens

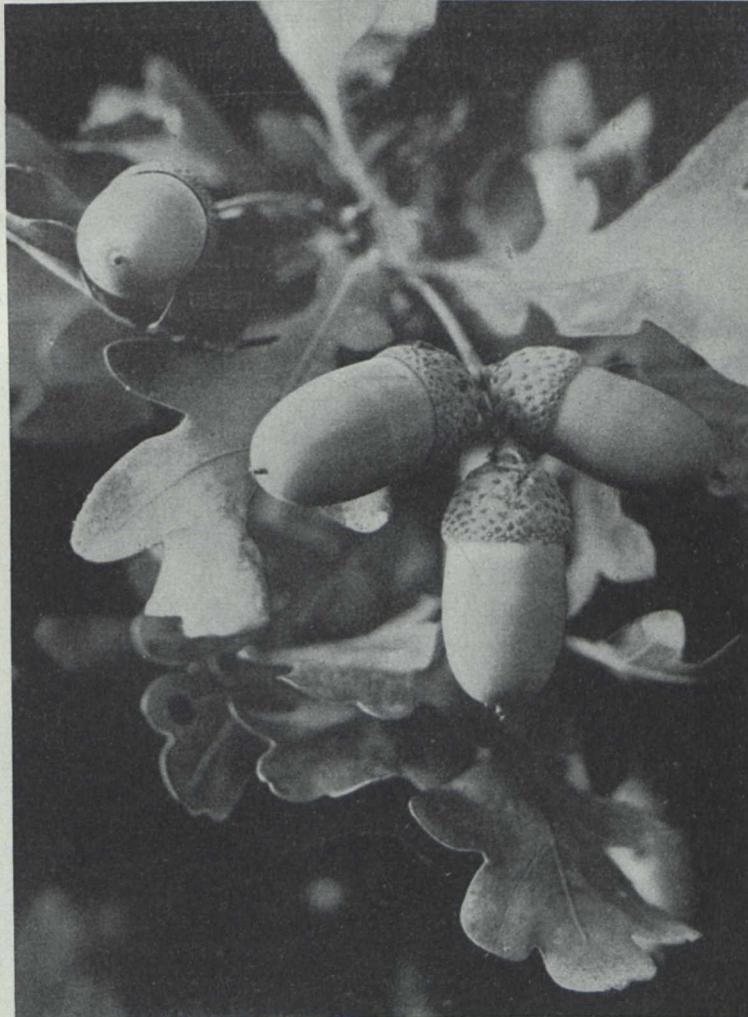
Nummer 11

November 1933

10. Jahrgang

Der Baum in der schlesischen Landschaft

Gute Bücher, schöne Bilder, bunte Blumen und rauschende Bäume, das sind die guten stillen Freunde des Menschen, die treu bleiben. Laßt uns die Bäume unserer heimatlichen Landschaft betrachten, und wir werden sehen, wie reich auch in diesen Gebilden der Natur unser Schlesien ist.



Eicheln

Aufn. H. F. Klose

Eine baumlose Landschaft kann wohl gewaltig sein, ernst, eindrucksvoll, aber sie entbehrt des schönsten Schmuckes und der beglückenden Harmonie. Warum haben wir denn, wenn wir in südlichen Landstrichen weilen, mit einem Male eine so brennende Sehnsucht nach den deutschen Bäumen?

Weil das helle Maiengrün und das leuchtende Herbstesgold unserer Laubbäume seit Kindheit an für unsere Augen und für unser Herz eine Wohltat ist.

So wollen wir einmal mit offenen Augen unser Schlesien im Geiste durchwandern und die Leser dieser Zeilen müssen sich einmal erinnern an Erlebnisse mit Bäumen. Wer nicht ganz armselig ist, hat in seinem Leben solche Erlebnisse schon gehabt. Vielleicht sind sie nur vergessen und verschüttet. Hat nicht schon jemand die Schönheit unserer Nadelhölzer verspürt, wenn er unter einer einsamen Tanne oder einer hochragenden einzeln stehenden Fichte auf einem Gebirgszug unserer Vorberge stand, wie an der großen Fichte bei Hohenwiese oder unter den „Grenadieren“ auf dem Landeshuter Kamm? Ist nicht der Zauber eines hundertjährigen Fichtenwaldes, in dem Stamm bei Stamm wie Säulen emporschießen und der Nadelteppich mit dem Moospolster den Schritt lautlos macht, ein unvergeßliches Bild?

Und dann unsere lieben deutschen Hausbäume im schlesischen Lande. Die ragende Esche und die schattenpendende Linde am alten schlesischen Gebirgsbauernhaus, die das Dach beschirmt und vor den Fenstern rauscht, sie gehören zu den guten Freunden der Erinnerung.

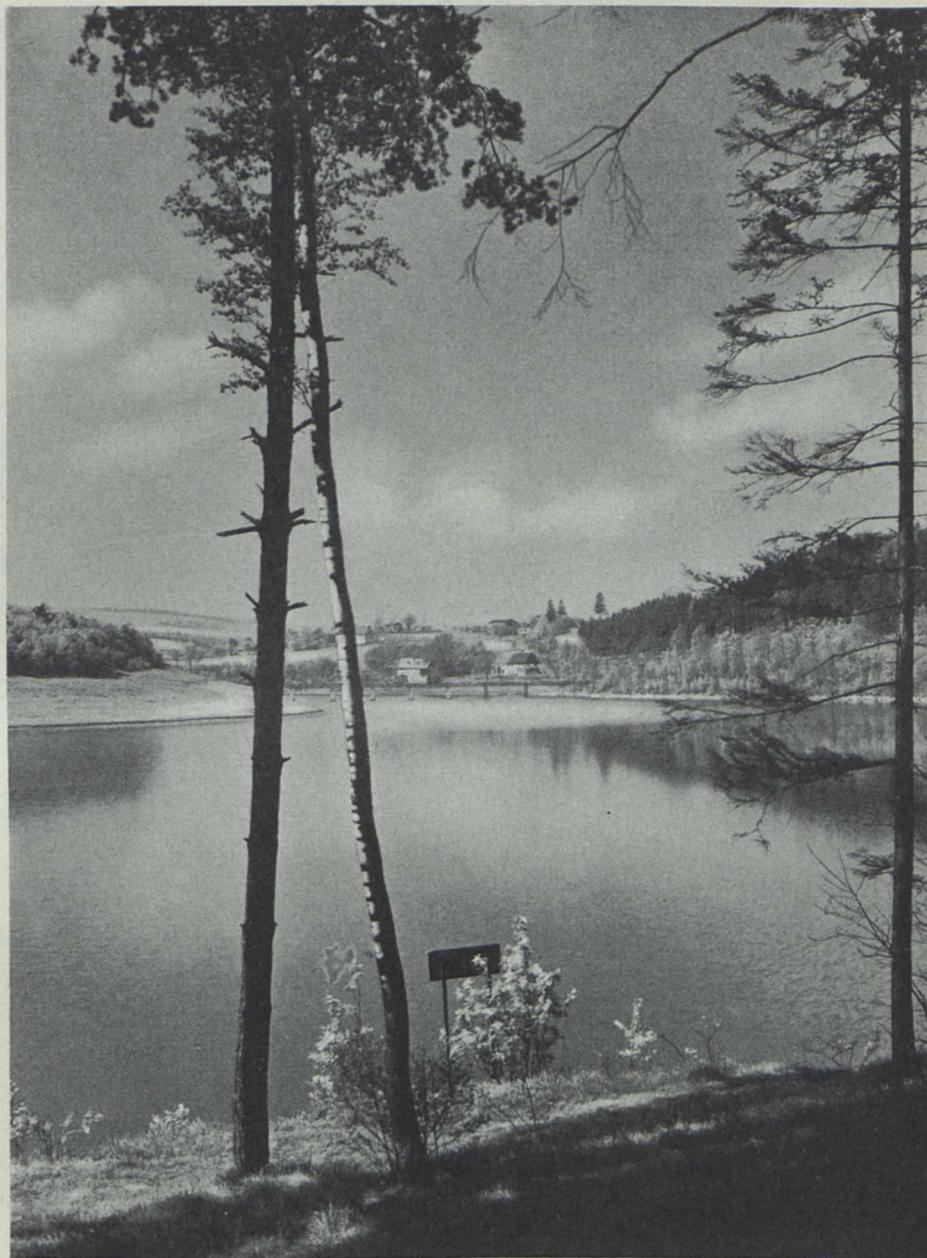
Wenn wir aber eines der schönsten deutschen Laubbäume in Schlesien gedenken, der Buche, dann fällt uns mit einem Male ein, daß dieser Baum in unserer schlesischen Landschaft zu den Erlesenheiten gehört, und wir denken an stille Tage im Trebnitzer Buchenwalde oder an Frühlingstage im Boberfahbachgebirge, da unter lichten Buchen seltsame Frühlingsblumen sprießen, oder im Herbst die Mannigfaltigkeit der Pilzwelt auftaucht, und wir erinnern uns so manches einzelnen Buchen-



Krüppelfichten auf dem Iserkamm

Aufn. H. f. Klose

Kiefer u. Birke an
der Goldentraum-
Galsperre
Aufn. K. f. Klose



baumes, wie der großen Buche am alten Landesfurter Kamm oder des Buchenwaldes in Nordniederschlesien auf dem Dalkauer Berge bei Glogau.

Unlöslich aber ist Schlesiens Landschaft verknüpft mit dem Baum, der das Sinnbild deutscher Kraft und deutscher Treue ist, mit der Eiche. Schlesiens Oderwälder mit ihren rauschenden Eichenbäumen gehören zur Landschaft der schlesischen Ebene; und die prachtvollen uralten Eichen, die die Umforstung ihrer Mitbrüder als Überhälter überdauert haben, jene großen Einzelbäume, die als Naturdenkmäler erhalten bleiben, sie sind für den Wanderer große Marksteine in der Landschaft und in der Erinnerung. Es würde zu weit führen, die berühmten Eichen Schlesiens aufzuzählen,



Pappeln an der
Wildschüter Mühle
bei Breslau
Aufn. H. f. Klose

sie sind ebenso wie alle anderen bemerkenswerten Bäume vom Altmeister der Schlesiſchen Botanik, dem treuen Freunde des schlesiſchen Waldes, Prof. Dr. Theodor Schube, ſorgfältig registriert und im Lichtbilde feſtgehalten. Das Verzeichnis ſeiner Naturdenkmäler, nach den einzelnen Regierungsbezirken getrennt, dürfte in keinem Schulhauſe auf dem Lande und in der Stadt fehlen, und jeder Heimatfreund ſollte ſich dieſer treuen wiſſenſchaftlichen Arbeit für ſeine Kenntnis ſchleiſcher Baumwelt bedienen. Als Dank für ſeine Treue wurde Schleiſiens ſtärkſte Eiche mit $10\frac{1}{2}$ Meter Stammumfang bei Cippvorwerk unweit Milzig im Kreiſe Grünberg „Theodor-Schube-Eiche“ genannt. Iſt die Eiche in Schleiſien wie überall das Sinnbild der Kraft und der Stärke, ſo verbinden wir mit



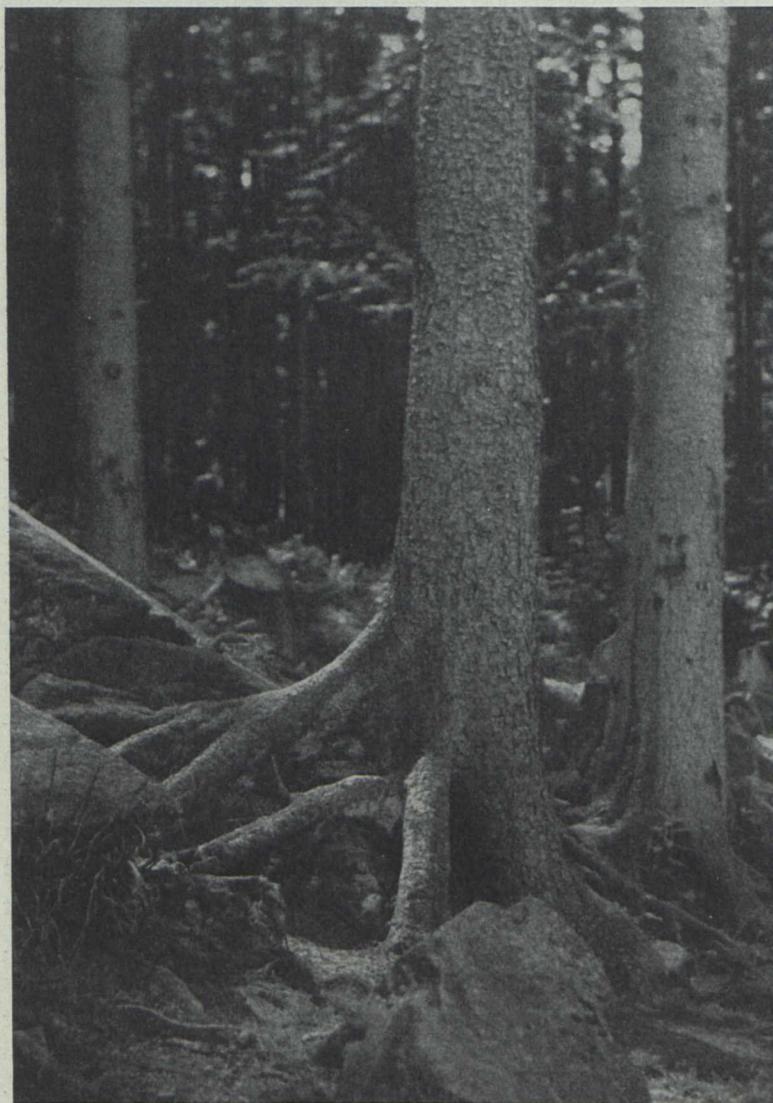
Eichen am Oderdamm bei Lanisch

Aufn. H. f. Klose

der lichten Birke die Begriffe der Frauenschönheit und der Jungfräulichkeit. Birken als Bäume der Landstraße sind in Schlesien, insonderheit in der nordniederschlesischen Heidegegend hier und da anzutreffen, und es ist ein einzigartiges Erlebnis, eine solche Birkenallee, wenn sie 20 oder 30 Jahre zählt, entlangzufahren im Frühling, wenn das erste zarte Grün ihre Kronen bedeckt oder wenn sie im Herbst goldene leuchten. Hell schimmernde Birken und blühender Ginster, goldene Herbstbäume und violette Heide, das ist der große Zusammenklang des jungfräulichen Baumes und der zu ihm gehörenden Gewächse.

So wie die Birke in Schlesien die Zierde der Landstraße ist, so ist es noch in erhöhtem Maße die Spitzpappel. Vor 100 Jahren zierte sie noch allenthalben Landstraßen und Straßen der Städte und der Zusammenklang dieses Baumes mit der schlichten Bauweise der Häuser aus der Biedermeierzeit und aus der Zeit des Klassizismus ist auch in Schlesien hier und da verspürbar. — Wenn aber die Pappel in der freien Landschaft sich erhebt, oder auch heute noch an einer Landstraße, die eine Höhe erklimmt, in engen Abständen angepflanzt ist, dann ist ihr Anblick in ihrer Schlankheit und Eigenart überraschend und klingt wie ein Gruß aus südlichen Landstrichen. Der Herbst ist über das Land gezogen und die letzten Blätter sind zur Erde gesunken. — Geht nicht vorüber an der Schönheit des Baumes im Winter und ihr werdet auch im schlesischen Lande reich belohnt werden. Denkt an das feine Geäst der Schwarzpappel, die an Wasserläufen unseres großen heimatischen Stromes oder an Gräben und Bächen steht, denkt an die Linden auf den winterlichen Dorf-

plätzen, wenn der Raubreif jedes Ästlein und Zweiglein überstreut und das strahlende Gebilde sich vom Blau des Winterhimmels abhebt. Vergeßt nicht die schlesischen Bäume auf den Friedhöfen in Stadt und Dorf. Es brauchen nicht immer die ernstesten fremdländischen Coniferen zu sein, die die Stätte unserer Toten beschirmen. Wieviele Friedhöfe gibt es in Schlesien, die von Eichen beschattet oder deren Quartiere von Lindenalleen begrenzt sind. So, wie die Stadt der Toten allenthalben im schlesischen Lande mit Bäumen geschmückt ist, so sollte auch die Stadt der Lebenden so viele Bäume wie nur irgend zugänglich in ihren Straßen aufweisen. Als abschreckendes Beispiel sei das Wort eines schlesischen Stadtvaters genannt, der den klassischen Ausspruch tat, „der Baum gehört in den Wald und nicht auf die Straße“. Gottseidank gehören derartige Meinungen einer vergangenen Zeit an. Heute ist jeder Bürger einer kleinen Stadt stolz darauf, wenn die Straßen seiner Vaterstadt, die oft nicht das Glück hat, geschmackvolle Bauwerke aufzuweisen, von der unveränder-



lichen Schönheit des Baumes geschmückt sind. Es gibt Städte in Schlesien, die eine ganz bestimmte Kultur der Straßebepflanzung ihr eigen nennen, wie eine kleine Stadt in Nordniederschlesien, die ganze Straßenzeilen mit Fliederbäumen geschmückt hat. Kein Mensch pflückt unbefugt von den Bäumen die blauen Rispen, sondern jeder behütet sie, damit sie eine Freude für die Allgemeinheit sind. So ist auch der Baum in der Stadt zum Spender der Freude geworden und damit zum Freunde des Menschen. Schlesier, achtet auf eure Bäume in Stadt und Land, hegt und schont sie; denn es ist leicht, einen Baum zu schlagen und es ist schnell geschehen; aber einen Baum pflanzen, ist ein Segen und ihn wachsen zu sehen und unter seinem Schatten zu weilen, ist eine Wohlthat.

Fichtenwald am Zobten

Aufn. v. F. Klose

Max Heinzel

Zu seinem hundertsten Geburtstage

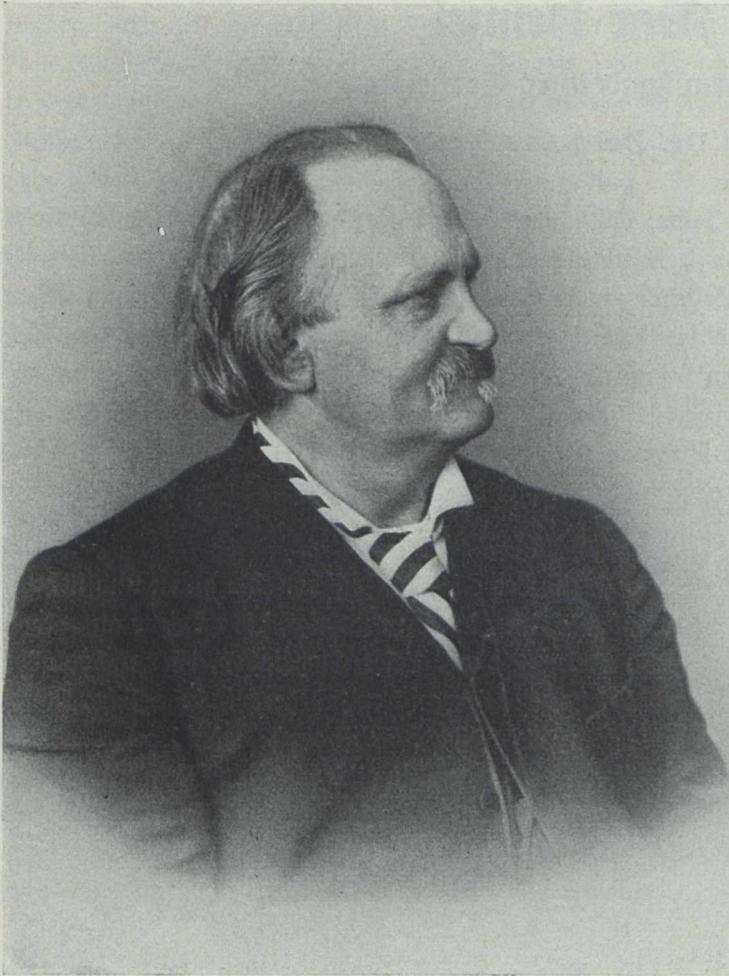
Von Dr. Hermann Janßen

Am 28. Oktober waren es hundert Jahre, daß unser „Heinzel Max“ geboren wurde, nach Holtei der bedeutendste, liebenswürdigste und beliebteste unserer schlesischen Mundartdichter. Wer ihn gekannt hat — und ich darf mich dessen auch freuen — wird ihn nie vergessen, den stattlichen, kraftvollen Mann, der er noch als rüstiger Sechziger war, mit der großen, freien Stirn, dem leicht ergrauten vollen Haar, dem kräftigen Schnurrbrat und der kleinen Fliege an der Unterlippe, mit den leuchtenden Augen und den kräftigen Zügen, die ihn zuerst als einen ernsten und gestrengen Herrn erscheinen ließen; aber sie entspannten sich bald, und die richtige schlesische Gemütlichkeit leuchtete in seinem Antlitz auf, wenn das lustige Spiel der Krähenfüßchen begann, sobald er ins Gespräch kam oder einen Vortrag hielt.

Max Heinzel ist als Mensch und Dichter das Urbild des echten Schlesiers. Alle guten und liebenswürdigen Züge unseres sangesfrohen Stammes scheinen in ihm vereinigt, die weniger anmutigen aber fehlten bei ihm. Heitere Gemütlichkeit, Seelengüte und tiefes Empfinden, ein wundervoller, goldener Humor sind die Grundzüge seines Wesens; dabei ergeht er sich gern in behaglicher Breite, verfügt auch — als leiderprobter Mann — über ernste Töne. Er ist ein scharfer Beobachter und feiner Menschenkenner, ein geschickter Gestalter. Seine Menschen sind alle von Fleisch und Blut, man sieht sie förmlich vor sich stehen, alles waschechte, richtige Schlesier mit allen ihnen wirklich eigenen Zügen. Zudem ist er ein Meister der Sprache, des Hochdeutschen so gut wie der Mundart, die man ebenso wie die Holteis als sogenanntes Gemeinschlesisch oder auch Städterschlesisch bezeichnen kann.

Der Dichter wurde im Dorfe Ossig im Kreise Striegau geboren. Seine Eltern waren arme Leute. Der Vater starb früh, und die Mutter zog mit dem Jungen, als er vier Jahre alt war, nach Breslau, wo sich ein wohlhabender Oheim beider annahm. Da Max Geistlicher werden sollte, wurde er auf das Matthiasgymnasium geschickt. Aber den Schüler und Jüngling lockten andere Ziele; er wollte zur Bühne gehen. Jedoch aus Rücksicht auf seine fromme Mutter gab er auch diesen Plan auf und schlug sich nach Beendigung der Schulzeit mehrere Jahre als Hauslehrer in schlesischen Familien durch. 1867 entschloß er sich, Schriftsteller zu werden; als Leiter einer neugegründeten Theaterzeitung begann er in Berlin diese Laufbahn, sah sich aber ziemlich bald durch das Eingehen dieses Unternehmens bitter enttäuscht. Da war es ihm ein Trost, daß seine beiden ersten kleinen Gedichtbändchen, die um diese Zeit erschienen, einen ganz guten Erfolg hatten.

Nach zweijährigem Aufenthalt in Berlin führte ihn eine längere Reise nach Kopenhagen, wo er sich näher mit der dänischen Literatur beschäftigte und auch manche persönliche Beziehung mit dänischen Schriftstellern anknüpfte. Nach der Heimkehr wurde er wieder Schriftleiter und wirkte als solcher nun anderthalb Jahrzehnte in Bromberg, Waldenburg, Ratibor, Reichenbach (Eule), Neurode und Schweidnitz in unablässiger, aufreibender, sorgenvoller, zudem nicht immer vollbefriedigender Arbeit. Aber er verstand es doch, ihr noch Muße genug abzurufen, um seiner Kunst



Max Heinzel

zu huldigen. 1875 trat er in Rätibor, von Holtei ermuntert, mit seiner ersten mundartlichen Gedichtsammlung hervor „Vägerle, flieg aus!“ und erwies sich damit gleich als Meister. Im selben Jahre verheiratete er sich nach seiner Übersiedlung nach Neurode mit seiner treuen Lebensgefährtin Agnes Battig. 1878 erschien die Frucht seiner dänischen Reise, das Werk „Ohne Titel. Ein nordisches Buch“, in dem ausgezeichnete freie Übersetzungen aus Schriften von Andersen, Bergson, Dødt u. a. zu einem stattlichen Bande vereinigt sind. Dann kommen in rascher Folge 1879 „A schlä=sches Pufettel“ mit Gedichten und Schnofen, 1880 „Of ni trübetimplich“ mit nur mundartlichen heiteren Erzählungen, 1881 „Humoristische Genrebilder“ in hochdeutscher Form, 1882 „A lustiger Bruder“, wieder Gedichte und Schnofen in buntem Wechsel.

In diesem Jahre mußte Heinzel seine gute Stellung in Neurode wegen eines quälenden Nervenleidens aufgeben. Die Gründung eines eigenen Blattes in Reichenbach mißlang, und er wurde abermals Redakteur, und zwar in Schweidniß; doch schon 1885 mußte er endgültig auf die Ausübung seines Berufes verzichten. Seine dichterische Leistung hatte mit den letztgenannten Büchern einen gewissen Höhepunkt erreicht; denn die beiden nächsten Sammlungen „Mei jüngstes Kindel“ und „Sahrende Gesellen“ sind etwas schwächer. 1888 jedoch erhebt er sich wieder zu neuer Spannkraft. Zwei Büchlein erscheinen gleichzeitig und beide sind trefflich gelungen. Die „Maiglöckel“ sind wohl seine besten Gedichte in der Mundart „In Sturm und Wetter“ zeugt von seiner Kunst in der Beherrschung hochdeutscher Form und Sprache. Das Jahr 1891 bringt, ebenfalls hochdeutsch, „In Rübezahls Reich und andere Dichtungen“, und 1893 folgt die letzte Gedichtsammlung „A frisches Richel“.

Von 1883 an gab Heinzel auch, den von ihm begründeten ausgezeichneten Volkskalender „Der gemittliche Schläfnger“ heraus, der bald weite Verbreitung fand, zahlreiche Beiträge von ihm

selbst brachte und zum Sammelpunkte für die besten und meisten schlesischen Dichter wurde. Seit er nicht mehr Schriftleiter war, zog Heinzl in jedem Frühjahr und Herbst von Schweidnitz aus in die verschiedensten Orte der Provinz, um gleich dem alten Holtei als fahrender Sänger seine eigenen Dichtungen in meisterhafter Form selbst vorzutragen. Jedoch litt er unter den Sorgen ums tägliche Brot noch bis zu seinem 60. Geburtstage. Da strömten aus allen Gauen der Heimat die treuen Schlesier zusammen, deren Herzen er sich durch sein dichterisches Lebenswerk gewonnen, und widmeten ihrem „Heinzl Max“ nicht nur ihre Geburtstagswünsche, sondern, was für ihn nicht minder erfreulich war als die idealen Gaben, auch ein nicht unbeträchtliches Ehrengeschenk, das ihm fortan ein sorgenfreies Dasein ermöglichte. In seinen letzten Jahren beschäftigte er sich noch mit dramatischen Plänen. 1895 erschien nach einem dänischen Vorbilde das hochdeutsche Singspiel „Die drei Freier“, ein Märchenspiel „Christkind“, zum Teil in der Mundart, und der lustige Schwank „'s Julerle vum Priezelte“; 1896 folgte sein letztes Werk, das Bauernspiel „Der Spinnabend“. Im Laufe des Jahres 1898 verschlimmerte sich sein altes Leiden derart, daß er am 1. November erlag.

Daß Max Heinzl wirklich ein Liebling des Schlesiervolkes war, bewiesen mancherlei Ehrungen. Schon 1891 wurde einer malerischen Selsgruppe in der Nähe der Baberhäuser im Riesengebirge, wo der Dichter öfter gewohnt hatte, der Name „Max-Heinzl-Steine“ beigelegt, und eine Baude, die später dort entstand, führt gleichfalls seinen Namen. In Schweidnitz haben ihm seine Freunde und Verehrer auf der Promenade ein schlichtes Denkmal gesetzt, das am 7. Oktober 1900 enthüllt wurde; es zeigt seine von Kiesewalter geformte Büste in Bronze auf einem Sockel von rotem schwedischen Granit.

Literargeschichtlich betrachtet, ist Heinzl der geborene Nachfolger und geistige Erbe Karl von Holteis und der Dollender der einen Seite seiner Kunst. Anfangs bewegt er sich ganz in dessen Bahnen. Aber bald wächst er über ihn hinaus. Sein Empfinden ist tiefer, seine ausgesprochene lyrische Begabung reicher, feinsinniger, sein Humor gütiger als der seines vielseitigeren und deswegen oft etwas flacheren Vorbildes. Als Lyriker leistet Heinzl sein Höchstes. Den Roman pflegt er gar nicht, seine dramatischen Versuche sind nicht sehr bedeutend, seine kurzen Erzählungen und Skizzen sind gut, aber in der mundartlichen Lyrik ist er ein echter Künstler, dem seine Verse so trefflich gelingen, weil er selbst ein richtiger Sohn seines Volkes ist und mit ihm lebt und fühlt, liebt und leidet, weint und lacht und es durch und durch versteht. Zartheit, innige Töne liegen ihm besser als derbe, die er aber auch zuweilen anschlägt.

Wichtiger aber als die literargeschichtliche Bedeutung Heinzls ist die gefühls- und gemütsmäßige. Er ist noch immer ein Liebling seiner getreuen Schläsinger, weil er als einer der besten Söhne unserer Heimat deren Wesen wie kaum ein anderer Dichter trefflichsten Ausdruck zu verleihen vermochte. Darum wird sein Wirken auch nicht so bald vergessen werden, sondern noch lange Dauer haben, und alle guten Schlesier, die wirklich ihre Heimat lieben, werden sich immer und immer wieder dankbar seiner Werke erinnern und sich an ihnen freuen.

Beweise für die Wesensart Heinzls bietet jedes seiner oben genannten Bücher, in denen seine Gedichte verstreut sind, und seit kurzem auch das hübsche „Max-Heinzl-Buch“, das H. Chr. Kaer gel im Jahre 1931 bei Heege in Schweidnitz herausgegeben hat.

Max Günther

Ein Maler der schlesischen Landschaft und des schlesischen Menschen

Von Dr. Wolf Marr

Eine im vergangenen Jahre im Schlesischen Museum der bildenden Künste gezeigte, von den Landeschullehrern Georg Bernacki-Reyersdorf bei Landeck, Robert Brandt-Briesnitz bei Wartha und Herrmann Grosser-Neurode zusammengebrachte Ausstellung „Kinderzeichnungen aus Dorf und Kleinstadt“ wurde damals in dem einführenden Vortrage von Grosser bezeichnet als ein Bericht über das bisher von ihnen zur Erfüllung einer selbst gestellten Aufgabe Geleistete. Sie besteht darin, die Volksschichten, die ihnen ihr Arbeitsbereich zuweist, aus kaltem Nützlichkeitsprinzip und Selbstsucht herauszureißen, zu befehlen und mit dem Heimatboden innerlich zu verbinden. Die Aussteller wollen ihre Arbeit eingliedern in die allgemeine, die auf allen Gebieten geleistet werden muß: die deutschen Menschen wieder mit dem deutschen Boden und damit gleichzeitig untereinander, Blut mit Blut, zu verschmelzen.

Was diese drei als Jugenderzieher wollen, das will ein anderer Grasschaffer, Max Günther aus Silberberg, als Künstler. Durch seine Werke geht die Liebe zur schlesischen Landschaft, zum schlesischen Menschen. In den Gemälden „Blick von der Heuscheuer ins Braunauer Ländchen“ und „Blick von den Silberberger Festungswerken auf das Neuroder Bergland“ singt das schlesische Mittelgebirge eine Melodie, weich, lieblich, anmutig, musikalisch, getragen vom Linienrhythmus der Hänge in jenem, der Kuppen in diesem. Von dunkler Vordergrundschwelle springt das Auge weit in die Tiefe, die räumlich klar aus großen, fest umgrenzten Flächen erstellt ist. Die Landschaft taucht in weiche, silbrige Töne, und zart streichelt das Licht über die Wellen der Berge. Und wie fein ist die Komposition ausgewogen, im Heuscheuerblick von links nach rechts, im Silberberger Blick von unten nach oben. Man gehe ihr im einzelnen nach und man wird staunen, wie fest trotz aller Leichtigkeit der Bau gefügt ist.

Das gleiche stellt der Betrachter seines Triptychons in einem Büroraum der Breslauer Christwerke fest, wo Günther in dem großen, farbiger gehaltenen Mittelbilde einen Erntezug in weiter schlesischer Vorgebirgslandschaft und in den beiden kleineren, toniger gegebenen Seitenbildern die industrielle Verarbeitung der Ernte dargestellt hat. Man merkt, daß der Künstler während seiner Breslauer Akademiezeit vor



Plakat

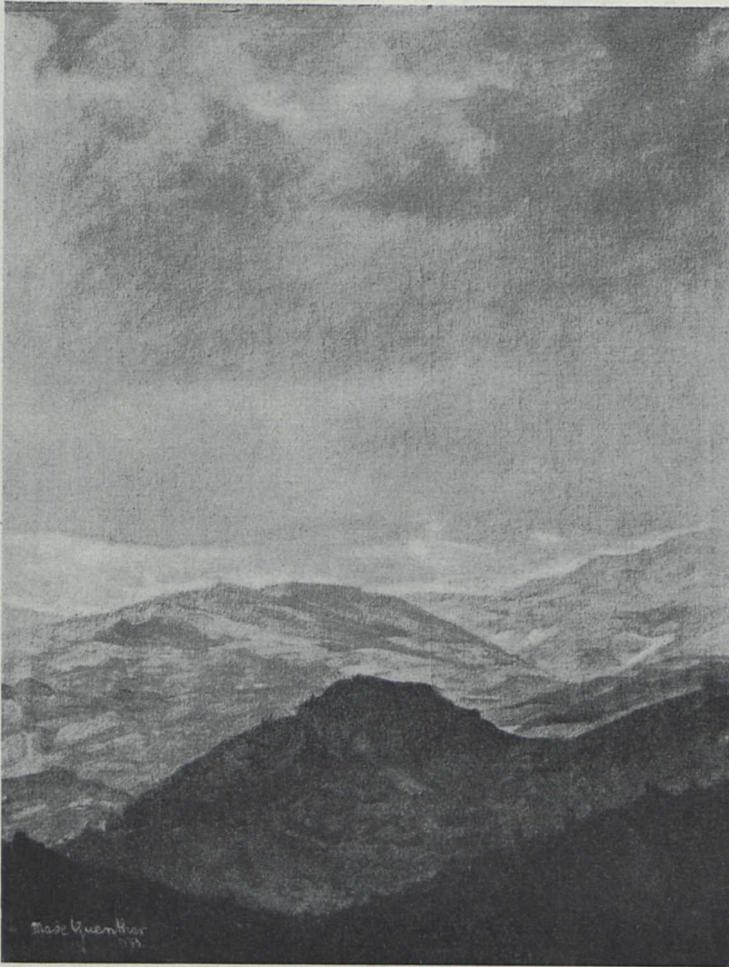
Max Günther

Schleſiſches
Bauernpaar
Gemälde von
Max Günther



dem Kriege außer bei Eduard Kaempfer, Karl Ernst Morgenstern und Arnold Busch auch bei dem Architekten Poelzig in die Lehre gegangen ist. Ein Aufenthalt in Italien kurz vor dem Kriege, an dem er 1917 und 1918 als Landsturmmann teilgenommen hat, vertiefte den Hang zur Monumentalität. Das preußische Innenministerium gab ihm Gelegenheit, sich als Monumentalmaler zu betätigen, indem es ihm u. a. die Ausmalung der Polizeifuranstalt in Lauterbach (Grafschaft Glatz) und der Hermann=Stehr=Schule in Banau bei Wartha ermöglichte.

In allen seinen Schöpfungen paßt er das Motiv in ein festes Formgesetz aus Flächen, Farben und Linien, aber so, daß etwa wie bei Hans Thoma, mit dem er auch gefühlsmäßig verbunden ist, in jedem Einzelfalle eine neue Lösung entsteht. Die schlichte Monumentalität der arbeitenden Menschen



Blick ins Neuroder Bergland
Gemälde von Max Günther

seines „Schlesischen Bauernpaares“ klingt wieder in dem einfachen Kompositionsgeflecht aus Waage- und Senkrecht und dem glatten Goldgrund, vor den das Paar gesetzt ist. Gedrungener, breiter die Frau, vielleicht mit etwas slavischem Einschlage, farbig lebhafter in zinnoberrotem Rock mit orangefarbenen Hals- und Ärmelsäumen, mit ultramarinblauer Schürze und einem Schultertuch, das koloristisch die Verbindung zu den blauvioletten Hosen des schlankeren, größeren Mannes in gelbgrüner Weste aufnimmt. Man denkt bei diesem Bilde daran, wie Gustav Freytag die eine Seite schlesischen Volkscharakters kennzeichnet: altsächsische Bedächtigkeit, gutmütige Einfalt, sentimentale Weichheit und andächtiger Ernst.

Ganz einfach, nur auf zwei Farben schwarz und weiß gestellt, ist der Originalentwurf für das Plakat der Gläser Feuerversicherungsgesellschaft, das bei dem Wettbewerbe innerhalb der Kunstgruppe des Vereins für Gläser Heimatkunde mit dem ersten Preis ausgezeichnet wurde. Links suchen der Turm des Rathauses und die Wolken die schwere Belastung der rechten Bildhälfte auszugleichen. Damit auch der Humor nicht fehle: der Hund des Nachtwächters, er würde in tödliche Verlegenheit geraten, wollte man ihn nach seinem Stammbaum fragen — schön ist er nicht, aber treu wie Gold.

Wenn Günther auch weiß, daß Kunst von Können kommt und ihre Grundlage das Handwerk ist, dessen mangelhafte Beherrschung in den Arbeiten unserer Akademiesthüler in geradezu erschreckender Weise zutage tritt, so sind seine Werke doch weit entfernt davon, bloß Naturabklatsch, Photographie, Klischee, Reportage zu sein, sondern sie sind Gestaltungen eigenen Wertes, in wohlthuendem Gleichgewicht zwischen Natur und Formgedanken, Ausdruck eines liebenswürdigen, ausgleichenden Menschen, der aber unbedingt Linie hält. Sie sprechen nicht Esperanto, wie Moeller van den Bruck im „Dritten Reich“ von der konstruktivistischen, neusachlichen Kunst sagt, die das schaffende und betrachtende Subjekt verleugnet, die Persönlichkeit ausschließt, wie die Maschine den Menschen aus dem Erzeugungsvorgange entfernt, und die Welt kalt und nüchtern „vergegenständlicht“ und entseelt. Das deutsche Volk will in seinem Künstler einen blutvollen, bodengewachsenen Menschen sehen und keinen chemisch erzeugten Homunculus. Diesem Wollen und Willen hat Adolf Hitler in seinem Buche „Mein Kampf“ schlagenden Ausdruck verliehen in den Worten:

„Das aber hat die völkische Weltanschauung von der marxistischen grundsätzlich zu unterscheiden, daß sie nicht nur den Wert der Rasse, sondern damit auch die Bedeutung der Person erkennt und mithin zu den Grundpfeilern ihres ganzen Gebäudes bestimmt.“

Auf die Kunst angewendet: nicht l'art pour l'art, sondern l'art pour l'homme, die Kunst für den Menschen. In Günthers Werken spricht der schlesische Mensch zu schlesischen Menschen.



Blick
von der Heuscheuer
Gemälde von Max Günther

Die Kriegsbeute

Von Gräfin Alexandra von Dyhrn

Aus einem kleinen Dorf in der Nähe Breslaus zogen die Schweden ab. Man schrieb das Jahr 1640. Volle 20 Jahr raute nun schon der Dreißigjährige Krieg wie ein zerstörender Zyklon über Deutschland hin und verwandelte die einstmals blühenden, reichen deutschen Gefilde in einen Trümmerhaufen. Auch unsere ausgezogene schlesische Bevölkerung war auf das Übelste geschunden und gequält worden, von den eigenen wie fremden Glaubensgenossen, die darin keinen Unterschied machten, ob sie Befenner der eigenen oder fremden Kirche vor sich hatten.

So atmete das kleine Dörfchen an Breslaus Grenze wie erlöst auf, als ihre Peiniger endlich andere Quartiere aufsuchten.

Ehe das kriegerische kleine Häuflein jedoch abzog, brachen einige von ihnen unter der Führung des Musketiers Erichsen in das Frauengemach der Gutsherrin ein, wo diese mit ihrem Kammermensch vor der Spindel saß. Man nahm doch eben gern einige Reiseandenken mit! — Und die adelige Wittib hielt sicher noch Gold- und Silberwerk verborgen.

Aber so sehr auch die tapferen Krieger Truhen und Schränke durchwühlten, sie fanden keinerlei Schätze. Sie fanden nur zwei zu Tode erschrockene Frauen, eine ältere in weißen Haaren und eine jüngere, deren lang herunterhängende Zöpfe bewiesen, daß sie noch im Jungfernstande war. Diese Jüngere war übrigens nicht übel; ein fester, blühender junger Körper, Farben wie Milch und Blut. Strohh blond wie die heimatischen Ähren glänzte das üppige Haar, das die Frauenhaube noch nicht verdeckte; Augen, wie taufrische Vergißmeinnicht, sahen gewekkt in die Welt. So war es natürlich, daß sich viele Hände sofort nach ihr ausstreckten.

Aber da trat die Gutsherrin energisch dazwischen: „Das Mensch ist meine Untertanin, mir gehört sie, und“ . . . Weiter kam sie nicht. Ein wohlgezielter Kolbenschlag auf das weiße Haar ließ die Sprecherin jäh verstummen — für immer. So daß die Jüngere, die mit einem Wehgeschrei der Herrin beisprang, nur eine Tote in den Armen auffing. Man ließ ihr aber nicht Zeit, um die Herrin zu klagen, die gerade in einen Sonnenstrahl hineingesunken war, der durch hohe Bogenfenster sich in das Gemach geschlichen, und dessen goldenes Geflimmer auf dem stillen Antlitz minutenlang den Schein des entflohenen Lebens vortäuschte.

Brutale Säuste rissen das Mädchen von der Toten hinweg, und nun wußte Anna-Rosina Seifertin, welch' Schicksal ihr drohte: Kriegsbeute der abziehenden Truppe.

Aber Musketier Erichsen war nicht bloß ein tapferer Soldat, seit dem er sich vor etlichen zehn Jahren als abenteuerlicher Bursche von den Truppen seines großen Königs Gustav Adolf hatte anwerben lassen. Er verstand auch sein Kriegshandwerk, und das gebot ihm, die Regimentsreglements pflichttreu zu halten. Und die lauteten in diesem Fall, daß jede Kriegsbeute zuerst dem Vorgesetzten gebracht werden mußte. Das aber war der Herr Sähnrich.

Dieser aber lehnte das eigenartige Reiseandenken ab. Er war übersättigt. Zu viel von dieser Sorte hatte er auf seinem Zuge durch Deutschland schon gesammelt. Zudem war er Besseres gewöhnt. Wieviele ruinierte adelige Eltern hatten das Lösegeld nicht mehr aufbringen können, um zarte feingliedrige Rassegeschöpfe vor Schmach und Schande zu bewahren. Unglückselige Kriegsoffer auch sie, die von dem Familienstammbaum spurlos verschwanden, um irgendwo am

Wege sang- und klanglos zu verderben. Die derbe Bauerndirne lockte ihn also nicht. „Ihr könnt sie behalten.“ Damit trat der Offizier, Erichsen seine Besitztitel an die Kriegsbeute ab.

Erst viele Stunden später wurden neue Quartiere bezogen. Es war ein großes, einst wohlhabendes Dorf, das die entsetzten Bewohner fluchtartig verlassen hatten bei dem Anmarsch der Schweden.

Der Musketier Erichsen brachte sein Reiseandenten in der leeren Scheune eines Bauerngehöftes in Sicherheit, nachdem er die Kameraden in sehr deutlicher Weise verständigt, daß das großmütige Geschenk ihres Vorgesetzten ihm, und nur ihm allein gehöre. Die Kameraden verstanden auch gleich. Es war allgemein bekannt, daß dem Musketier Erichsen der Degen sehr locker in der Scheide saß. Warum also Unangenehmes riskieren. Frauenzimmer gab es in Schlesien übergenug, die sie ohne jegliche Lebensgefahr haben konnten.

Die Scheune, in der Musketier Erichsen sein Reiseandenten in Ruhe genießen wollte, war ebenfalls zerstört. Vorgänger, die Wallensteiner, hatten alles mitgenommen, was ihnen nützlich schien, sogar die Balken vom Dach.

So lugte die Sonne und ein Stückchen Himmel in die leere Tenne, wo man wohl noch kurz vorher das eben geerntete Getreide geborgen haben mochte. Denn einzelne pralle Garben hingen noch überall herum, sahen aus wie zerzaustes Frauenhaar, das lange keinen Kamm gefühlt.

Ein heißer Julitag ging zu Ende, und das sengende Licht, das er durch 12 Stunden über die Natur ergossen, zitterte noch in der Luft wie ganz feiner Goldstaub. Anna-Rosina sah dieses Gold, und sah auch das Stückchen Himmel, das so blau war wie die Veilchen, die sie im Frühjahr der toten Herrin zu pflücken pflegte. Und da kehrte ganz von selber der Mut zurück, der ihr auf dem langen, ermüdenden Marsche mit der Truppe verloren gegangen. Als darum der Musketier Erichsen die Arme um sie legte, geschah etwas, was er noch nie erlebt! Ein Hautschlag von einer weder zarten, noch kleinen Frauenhand saß ihm urplötzlich auf der Nase. Und das mit solcher Wucht, daß er zurückschaumelte und gefallen wäre, wenn er nicht zufällig neben einem ganz zerflederten Heuwagen gestanden hätte, an dem er sich halten konnte, und den seine Vorgänger ebenfalls in diesen desolaten Zustand versetzt. Gleichzeitig tanzten sämtliche Sterne der kommenden Nacht vor seinen Augen, während ein Blutstrahl wie eine Fontäne aus seinem angegriffenen Körperteil schoß. Außerdem funkelte sein haarscharfes Messer, das er wohl bei dem Stoß verloren hatte, vor seinem Gesicht, während die junge Stimme seiner Kriegsbeute sehr deutlich wurde: „Rührt mich nicht an, oder ich erstechे erst Euch und dann mich, und dann scheint uns beiden die Sonne nie mehr.“

Das war logisch, wenn auch Erichsen, wie viele seines Geschlechtes, nicht viel von Frauenlogik hielt. Aber er hatte für vieles Nachdenken gar keine Zeit und auch keine Kraft. Sein Blut floß noch immer, und seine Kriegsbeute rannte durch das offene Scheunentor, das nicht mehr vorhanden war, davon, so daß er sich plötzlich unbefreiblich elend fühlte. Aber diesmal hatte Erichsen die Frauenlogik doch wohl unterschätzt. Denn wenige Minuten später da stand sein Reiseandenten plötzlich wieder vor ihm, in den Händen ein Tuch, von dem das Wasser tropfte. Damit betupfte sie so lange seine Nase, bis das Blut endlich aufhörte und er wieder klar sehen konnte. Dann säuberte sie seine Uniform so gründlich, daß die Kameraden, als er wieder bei ihnen erschien, wirklich nur an einen Unfall glaubten. Angesichts der Tatsache, daß seine wirkliche hübsche, sehr gerade Nase, auf die er immer sehr stolz gewesen, mehrere Tage die Form eines verwachsenen



Bef. Prof. D. Bornhausen

Kürbisses beibehielt, war Musketier Erichsen zu Friedensverhandlungen mit seiner Kriegsbeute bereit. Und die führten schließlich zu folgendem Resultat: Die Truppe brauchte notwendig eine Weibsperson, die ihnen die Suppe etwas schmackhafter kochte und die Uniformen in Ordnung hielt. Anna-Rosina überlegte nicht lange. Sie war Waise, hatte nur ganz entfernte Verwandte; ihrer gütigen Herrin, die sie seit ihrer Kindheit erzogen, läuteten sie jetzt in der Heimat die Totenglocken. Überall lauerten in diesen höchst beschwerlichen Zeiten Gefahren, die doppelt groß waren für ein ungeschütztes Frauenzimmer. Vielleicht war es also gar nicht so übel, einen Beschützer zu haben, besonders wenn er so so schmuß aussah und so treue germanische blaue Augen hatte wie der Musketier Erichsen.

Der Herbst hatte eben begonnen die heimatlichen Fluren in schreiendem Bunt zu verwandeln, so daß sie weithin erglühten in ihren roten, gelben und kupferbraunen Gewändern, da standen im Walde, wo er am tiefsten, einsamsten und verschwiegensten war, Anna-Rosina Seiferten und der Musketier Erichsen vor einem Buschprediger. *)

*) Anmerkung. Diese Buschprediger wurden so genannt, weil sie als vertriebene lutherische Geistliche oft nur mit Gefahr ihres Lebens ihre Amtshandlungen in den Wäldern verrichten konnten.

Der kopulierte sie zusammen als glückseliges Ehepaar. Dem Manne das endliche Recht gebend an seine Kriegsbeute, dem Mädchen die Pflicht auferlegend ihm zu folgen „Wo du hingehst, da will auch ich sein.“

In wechselnden Schicksalen gingen beinahe 300 Jahre über unsere Heimat hin. Wieder war ein blutiger Krieg überwunden und durch die Nöte, die er gebracht, blickten manche Augen zurück in die Vergangenheit, nach Vergleichen suchend zwischen einst und jetzt. Da kam in Anna-Rosinas Heimatort eine Anfrage an den Ortsgeistlichen. Sie kam aus Schweden von dem Bürgermeister einer kleinen Stadt. Der wollte wissen, ob denn nichts aus dem Elternhaus seiner Stammutter erhalten geblieben wäre, die sein Ahnherr während des Dreißigjährigen Krieges aus Schlesien mitgebracht. Von der Sittsam-Viel-Ehren-Tugend-Reichen Anna-Rosina Seiferten, die während 50 Jahren die geliebte eheliche Hausfrau seines Vorfahren des Mustetiers Erichsen gewesen, und die 16 Kinder glücklich zur Welt gebracht, von denen die drei ältesten noch bei der Truppe geboren.

Als sie dann seliglich verschieden ihres Alters 80 Jahre und etliche Tage, war sie in der kleinen Stadtkirche im fernen Norden vor dem Altar neben ihrem Ehwirt beigelegt worden. Anno Domini 1702.

Die Heilige Kümmeris

Eine vorchristliche Germanengottheit in Schlesien

Von Universitätsprofessor D. Bornhausen - Breslau

Von einem Gott, dessen Lebensdauer mit dem deutschen Leben untrennbar verbunden bleibt, soll hier berichtet werden: von dem Gott in der Sonne. Es ist ein männlicher Gott, Baldur oder Eres oder Era. Aber weil die Sonne in der deutschen Sprache weiblich ist und weil der Name Era eine weibliche Endung hat, wurde in der Zeit der Christianisierung unserer Väterreligion aus Baldur ein Weib, und Era verwandelte sich in Eva. Das Immerwardkreuz im evangelischen Dom in Braunschweig heißt im Volksmund die heilige Eva, obwohl die völlig männliche Gestalt des romanischen Christus keinen Anlaß zu der weiblichen Bezeichnung geben konnte.

Der Sonnengott der Deutschen wurde gedacht als der Held im Sonnenrad; er steht in dem Rad; zwei der Speichen faßt er mit den Händen, an zwei stemmt er die Füße an: so rollt er das Rad über den Himmel. Das Hakenkreuz ist die abgefürzte Kennzeichnung seines Lebens. Täglich vollzieht er seine Liebestat für sein Volk als ein König und Herr, der seinen Mannen die Treue hält. Daher hat der fromme Deutsche auch seinem Gott die Treue zu halten. Der Sonnengott ist Schwurgott; das Kreuz der Treue steht im Thing als Gerichtszeichen. Vor einem solchen Thingkreuz im Rheinland steht der Gott mit ausgebreiteten Armen, und die Rechte hat die drei Schwurfinger ausgestreckt. Das ist also nicht Christus, obwohl man seine Darstellung nachahmte, sondern der nordische Traugott.

Dieser Sonnengott im Jahreslauf unterliegt dem Wandel der Kräfte wie der Mensch. Von der Winterjonnennwende an erhebt er langsam seine Hände im Rade höher, steiler nach oben bis zur Mittsommerzeit. Aber dann sinken seine Arme, er wird kraftloser, und die Arme neigen sich im Bogen nach unten. Trotzdem wird gerade dieser Bogen nach unten das Zeichen der Zuversicht; er

umgibt als Segen den Menschen wie eine bergende Hülle. Der nordische Bogen der Heiligkeit umsäumt nicht nur das Haupt, sondern die ganze Gestalt.

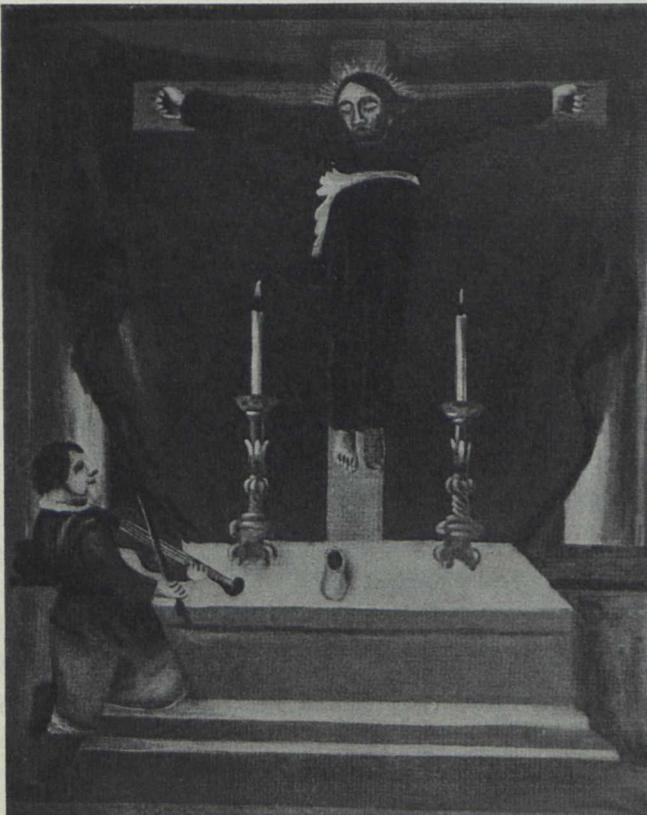
So steht der Gott Kummernus oder Kummernis in der deutschen Frühgeschichte, zwar gekreuzigt und schier am Sterben in der Winterszeit, aber doch noch erfüllt von Lebenshoffnung, die ihn wieder wachsen läßt. Offenen Blicks schaut er auf sein Volk, oder seine Augen sind in die Zukunft gerichtet, in der er in flammender Pracht wieder steigt und steigt. Daher ist der Winter der Deutschen nicht bloß Sorgenzeit, sondern Freudenzeit der Sehnsucht. In den Rauhnächten toben zwar alle bösen Geister wider die Sonnenlebenskraft. Aber in der Weihenacht besiegt der Gott der Treue sie alle und bringt aus Nacht das Licht.

Doch auch der Glaube an die drei Mütter, die drei Marien, die drei Jungfrauen gehört zum alten germanischen Erbgut. Sie sind im Laufe der Zeit zu Heilrätinnen und Pestjungfrauen geworden, und um sie endlich zu christianisieren, hat man sie Spes, Fides, Caritas genannt. Ursprünglich sind sie die deutschen Nornen, Schicksalschwestern, die mit den keltisch-römischen matres matutae oder Matronen verschmolzen sind. Ihre Namen sind im Laufe der Jahrhunderte stark verwandelt, und nur in einer Sprachform steckt noch der uralte Sinn: Aubet, Querre, Cubet. In dieser Namensform geben die Frauen nämlich den uralten Erdsinn der Mütterlichkeit wieder: Kräfte nach oben, Kräfte nach unten, Kräfte nach den Seiten. Dabei bekam die Querre in der Volksreligion die Über-

macht: sie stellt ja die Liebe der Menschen untereinander dar. Sie wurde die reine feusche Jungfrau, die aus Erbarmen liebt, nicht aus Selbstsucht und Leidenschaft. Und ihre ausgebreiteten Arme wurden zur Nachbildung vom Heilandskreuz. Ein einziges Bild der Art ist vorhanden: Querre ist mit beiden Händen an zwei Bäume hochgebunden, die Sätze an einem kurzen Erdpfahl befestigt. Sie hat bloß einen Lendenschurz wie der Heiland; aber sie lebt und blickt gütig auf die betende Aubet (Meransen im Pustertal, jetzt Italien. Südtirol).

Die Geschichte der gekreuzigten Jungfrau, einer nur im deutschen Kulturgebiet lebendigen Vorstellung, ist sehr verwickelt. Vorchristlich hat es eine Wanderung dieser Religionsidee gegeben von Norden nach Süden, und zwar den Rhein entlang und später wieder nach Norden zurück.

Aus der Legendenüberlieferung über Ursprung und Wesen der Kummernis etwas



Bl. Kummernis aus Polen Kop. ehem. Bes. Graf E. v. Saurma-Jelitsch

zu erfahren, ist besonders schwierig. Einmal ist es sicher, daß die Kummernisbilder älter sind als die Kummernislegende. Die Legende der katholischen Kirche hat zweifellos eine ältere Mär, die in Vergessenheit geraten oder mißliebig war, ersetzt. Ferner ist der literarische Niederschlag einer Legende ein viel späteres Vorkommnis als die Legende selbst. Die literarische Vereinheitlichung zeigt vielmehr einen gewissen Stillstand in der Legendenbildung an und geht zumeist aus von positiv oder negativ an der Legende interessierten Kreisen, Priestern oder Theologen.

Daher sind die Versuche, aus den ältesten Legenden der hl. Kummernis etwas über den Sinn des Kultus auszusagen, bisher mißglückt. Man gelangte immer nur zu der Feststellung, welches die älteste katholisch-kirchliche Form des Kummerniskultus ist.

Die Legende ist in fünf ältesten Texten erhalten, eine in niederländischer, vier in lateinischer Sprache, und zwar alle aus dem 15. Jahrhundert. Auch diese fünf lassen sich aber auf eine Vorlage zurückführen, und zwar die niederländische. Der ursprüngliche Name der Heiligen in der Literatur ist Ontkommer, was in den lateinischen Texten mit Deliberatrix übersetzt wurde. Auf die Legende folgen in der Handschrift Wundernachrichten, „die Gott geschehen läßt durch die heilige Ontkommer, die man zu Steenberghe besucht“.

Damit tritt die in der holländischen Provinz Nordbrabant gelegene Hafenstadt Steenberg als Ort der Kummernisverehrung auf. Und diesen Ortsnamen hat nun die späte Legende mit Zähigkeit festgehalten und überall hin verbreitet, und zwar als den Ort, wo die Gebeine der Kummernis sein sollten. Aus einem dieser Wunderberichte kann man folgern, daß in der Kirche von Steenberg neben einem den Erlöser tragenden Kreuzifix noch eine andere gekreuzigte Figur oder ein Bild war, das eine härtige Person mit Krone und Kleidern darstellte. Ob der Kult damals erst in den Anfängen war oder schon Jahrhunderte alt, ist nicht mehr zu entscheiden. Jedenfalls kann aus dieser Steenberger Überlieferung nur geschlossen werden, daß die Gruppe von Kummernisbildern, die eine Legende trägt und Steenberg, Stainberg, Stonberg, Stangberg oder andere ähnliche Namen erwähnt, erst aus dem 15. Jahrhundert stammen können. Für Steenberg ist der Kummerniskultus nur bis ca. 1410 zurück verfolgbar; aber es scheint sehr wahrscheinlich, daß er auch dort älter ist. Mit dem 16. Jahrhundert wurde Steenberg evangelisch; jede Spur und Tradition dort ist erloschen.

Der Inhalt der Legende bei der Steenberger Bildergruppe hatte nun eine besondere inhaltliche Schwierigkeit: einmal berichtete sie, daß die Ontkommer die Tochter eines Königs von Portugal sei, dessen Reich in Portugal liege, ferner sollte aber die Heilige in den Niederlanden den Märtyrertod erlitten haben und in Steenberg begraben sein.

Der Versuch, die Kummernis als Liberata mit einer Heiligen dieses Namens in Spanien zu identifizieren, ist eine spätere Folge der geographischen Angabe Portugal. Tatsächlich hat diese gar nichts mit Spanien oder Portugal zu tun, sondern will nur Bezeichnung eines fernen Märchenlandes sein. Dabei wirken in den Niederlanden natürlich politische und Handelsbeziehungen zu der spanisch-portugiesischen Halbinsel mit. Und das weist wieder darauf hin, daß die Steenberglegende eine späte mit allerhand religions- und volksfremden Interessen gefüllte kirchenpolitisch-priesterliche Legendengestalt literarischer Art ist.

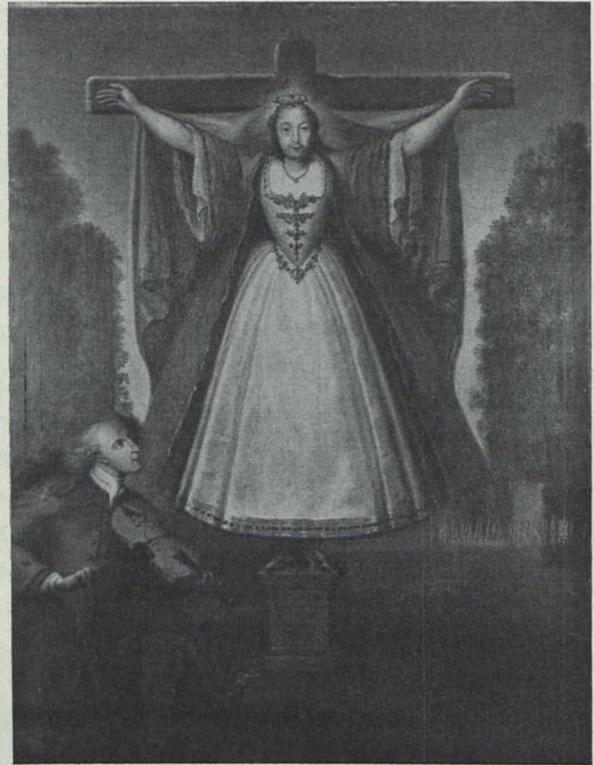
Eine zweite spätere Wanderung der Kümmer-
nis geht von Westen nach Osten im 17. Jahr-
hundert. Sie wird die Volksgöttin der habs-
burgischen Lande, auch in Spanien, die durch
die Jesuiten über die Niederlande in einzel-
nen Stücken bis nach Kroatien, Galizien,
den fernen Osten und Peru gebracht wird.
Aber ihr Hauptgebiet ist jetzt nicht der Rhein,
sondern Prag und Schlesiens.

Die Not des Dreißigjährigen Krieges hat im
Volk das Verlangen nach neuen göttlichen
Kräften hochgebracht. Nothelfer in immer
größerer Zahl treten unter den Heiligen auf,
die sieben Zufluchten entstehen, und die
Kümmernis wird zur Heiligen der Mütter
und der Kinder-Aufzucht; sie bringt die un-
geratenen Kinder auf den rechten Weg und
führt den treulosen Liebhaber der Braut
wieder zu. Sie ist Trösterin in aller Kümmer-
nis, Krankheit und Tod und steht häufig in
der Grabkapelle. Die Macht der reinen
deutschen Jungfrau heilt alles Herzeleid.

So entstehen gar liebliche Gemälde in
Schlesiens Kirchen und Wallfahrtsorten. Die Al-
bendorfer Kümmernis ist zwar nicht die schönste,
aber sie hat durch ihre Einwanderung aus Prag
in der Grafschaft Glatz Schule gemacht; boden-
ständige Bildwerke sind dort die noch vorhan-
denen Schnitzbilder in Altomnitz und Niedersteine.
Die oberschlesische Gruppe wird dargestellt durch
die daselbst entstandenen Gemälde in Beuthen
und Ratibor, die Schnitzfigur in Neisse und das
jüngste und schönste Schnitzwerk von dem Bild-
schnitzer Thamm in Landeck, etwa 1880, das sich
im Kloster der Barmherzigen Brüder in Neustadt
OS. in der Klausur befindet.

In Mittelschlesien gibt es noch die zwei
Kümmernisgemälde aus Jauer und aus Neufirch
bei Breslau, beide jetzt im Diözesanmuseum
in Breslau, endlich die Schnitzfigur am Kreuz
als Bekrönung des St. Philomena-Altars in
der Pfarrkirche in Trebnitz.

Unter den eingewanderten Kümmernisbil-
dern stellt das Gemälde aus Oberglogau, jetzt
im Oberschlesischen Heimatmuseum in Gleiwitz,
ein neuerdings wichtiges Problem dar. Das
Bild war in einem ganz verschmutzten Zu-
stand und ist kürzlich von dem Herrn Mu-
seumsdirektor Dr. Heinvetter gereinigt und
photographiert worden. Auffallend ist der
merkwürdig fremdländische Typ der Ge-
kreuzigten in ihrem leuchtend roten Gewand.
Daher ist die Herkunftsangabe auf der Rück-
seite als echt anzusehen: das Bild stammt
aus Zwierzyniec am Wieprz, 100 Kilometer
südlich Lublin in Polen. Nun gibt es aber
das Lichtbild eines Ölbildes, das zweifellos
eine Kopie von dem polnischen Bild ist.
Dieses Ölbild soll vom Grafen Eberhard
v. Saurma-Zeltsch etwa 1905 in Lienz im



Freisinger Kümmernis
aus der Rheinpfalz, 18. Jahrh.

Bes. Prof. D. Wornhausen

Pustertal (österreich. Südtirol) gekauft worden sein; es befand sich auf dessen Schloß in Oberglogau OS. Das Bild ist verschollen und bisher trotz meiner Bemühungen bei der gräflichen Familie nicht wieder aufgetaucht. Es existiert nur die Photographie, die wir abbilden und die vermuten läßt: die Erwerbungs-geschichte in Trienz ist ein Irrtum. Denn das ist kein Tiroler Kummernisbild. Vielmehr ist näherliegend, daß Graf Eberhard v. Saurma-Jeltsch das Original, das damals in Oberglogau war, jetzt in Gleiwitz ist, hat kopieren lassen. Der dünne Farbaufstrich und mancherlei Modernisierungen und Varianten, wie die Kleidung und das Gesicht des Geigers, lassen das vermuten. Dazu paßt auch folgende Notiz: „Bestimmt bezeugt ist das Vorhandensein eines Kummernisbildes in der Lorettokapelle der katholischen Curatorialkirche in Oberglogau. Bei der Renovation derselben um 1900 war es nicht mehr vorhanden. Im Inventar der Kirche ist es nicht verzeichnet.“ Es ist zu vermuten, daß der volkskundliche Sammler Woikowsky-Biedau in Oberglogau sich das Bild zu verschaffen wußte, aus dessen Sammlung es nachweislich nach Gleiwitz kam. Das Rätsel der Kopie bei dem Grafen Saurma-Jeltsch ist damit freilich nicht gelöst.

Die drei Kummernisse, die ich selbst nach Schlesien importiert und in meinem Besitz habe, sind nicht rätselhaft. Das älteste Bildwerk ist das Schnitzkreuz, das etwa um 1700 entstand in der Gegend von Bruneck im Pustertal, italien. Südtirol. Bis 1930 war es auf dem Hof Gabriel im Dorf Mühlwald im Tauferer Tal. Der Besitzer hat seine Hausheilige in wirtschaftlicher Not dem Kunsthandel ausliefern müssen, dem ich das Bildwerk entriß. Das schöne Ölbild im Hofstil des 18. Jahrhunderts stammt aus dem Nachlaß des kunstsinnigen Prälaten Schlecht in Freising; es soll aus der Rheinpfalz stammen. Ein drittes Bild, das die Heilige im Rembrandtstil wiedergibt, ist noch später, wohl Anfang des 19. Jahrhunderts. Es ist mit einer wehmütigen Erinnerung verbunden. Es stammt aus Meran, wo es der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand kaufte. Er hat gewiß ein Duzend Kummernisbilder besessen, und das ist mir Beweis dafür, daß der Ermordete ein feiner frommer Mann gewesen ist. Ich habe das Bild aus dem Volkskunde-Museum in Wien zu treuen Händen erwerben können, weil man das Bild aus dem fürstlichen Nachlaß nicht in den vulgären Handel geben wollte.

Paul Kußer in Ziegenhals hat in der Zeitschrift „Schlesien“, 6. Jahrg. 1912/13, eine ganze Reihe wertvoller Einzelheiten über die Kummernis aus der Vergangenheit gerettet. Zunächst hat auch er die Verweiblichung der Kummernis in Schlesien beobachtet. Das Volk hat auf den Vollbart immer weniger Wert gelegt und ihn schließlich fortlassen. Daher treten dann auch die weiblichen Fürsorgeeigenschaften der Heiligen stark hervor:



Meraner Kummernis Bes. Prof. D. Bornhausen
aus dem Nachlaß Erzh. Franz Ferdinand

In Schlesien wird sie in allerhand mütterlichen Angelegenheiten angerufen, gerade weil sie ja die heusche Jungfrau ist.

Der Glaube an die heilige Kummernis ist im bayerisch-österreichischen Alpenland und in Böhmen-Schlesien noch lebendig, wenn auch die Unterdrückung dieser Verehrung durch die katholische Kirche seit Anfang des 19. Jahrhunderts viel Schaden angerichtet hat. Heute ist eine spanische Theresese angesehenere als die deutsche Heilige. Aber in Burghausen findet z. B. immer noch alljährlich eine Veteranen- und Krieger-Wallfahrt der Vereine Alt-Ötting und Umgebung zum Kummernisberg statt. In Pertolzhofen (Oberpfalz, Bayern) hat man in der Kirche über die Gedenktafel mit den Namen der im Weltkrieg 1914/18 Gefallenen ein altes schönes Kummerniskreuz gesetzt.

Auch in Schlesien lebt der Glaube noch. Man kann in Alben dorf vor dem Kummerniskreuz immer noch kleine Laienwallfahrten stehen sehen, die die alten Gebete murmeln, die heute gar nicht mehr gedruckt werden. Und immer noch sagen die Gläzer von einem mißmutigen Mädcl: „De macht a Gesechte wie de heilige Kummernis!“ Die Schlesier haben in einem Volksgrenzkampf, der seit den Tagen der Völkerverwanderung dauert, erfahren, daß eine deutsche Gottheit, die im Volksschicksal steht, Macht hat. So bleibt die Kummernis ihren Herzen nahe, und manches heimliche, kräftige Gebetlein steigt zu der heilsamen Jungfrau, Mutter, Königin, Göttin am Kreuz, zu der deutschen Sonne, deren erster Gruß allmorgendlich Schlesien gilt.

Höhlenfahrten im Gläzer Schneegebirge

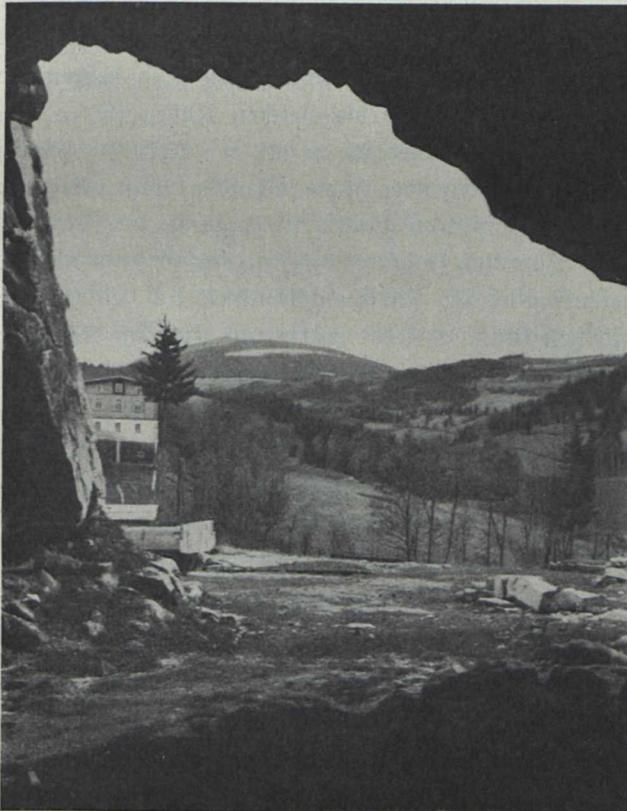
Von Ferdinand Par, Breslau

Als ich im vorigen Jahre im Freundeskreise einmal die Absicht äußerte, die Höhlen des Gläzer Schneegebirges zu erforschen, begegnete dieser Plan selbst bei solchen Schlesiern lebhaftem Staunen, die ihre Serien alljährlich in der Grafschaft Gläz zu verbringen pflegen. Daß es in diesem Berglande Höhlen gibt, hatten sie noch niemals gehört, und mit Verwunderung vernahmen sie, daß die Kalke am Fuße des Schneeberges nicht weniger als vier natürliche Grotten umschließen, darunter die größte Höhle des östlichen Deutschlands.

Eine dieser Höhlen, die sogenannten Quarglöcher, war schon den Naturforschern des 18. Jahrhunderts bekannt. „Sagt auf dem Gipfel des Altstädter höchsten Schneeberges, von dem man die herrlichste Aussicht in Schlesien hat“ — schreibt Josef Schwoy 1793 — „entspringt die March, sehr klein, in die sich aber, etwa eine Viertelstunde davon, eine aus dem Felsen, Kwartloch genannt, hervorbrechende sonderbare Quelle, in der Dicke eines Dreyeymervasses stürzt.“ Daß Schwoy die Quarglöcher nicht selbst besucht hat, beweist seine falsche Zeitangabe. Auch ein rüstiger Bergsteiger braucht, um von der Marchquelle zu den Quarglöchern zu gelangen, mindestens anderthalb Stunden. 1823 veröffentlichte der Habelschwerdter Bürgermeister Hallmann die erste durchaus zutreffende Beschreibung dieser Höhle. Von ihm stammt auch jene Erklärung des Wortes Quarglöcher, die in alle späteren Reisebeschreibungen übergegangen ist: „An den Wänden des Gewölbes, das gegen einander gestürzte Kalkfelsen bilden, träufelt das mit Kalterde geschwängerte Wasser herab, und dieses setzt den Kalk in Form des weichen Käses ab. Daher der Name.“ In Schlesien nennt der Volksmund die Zwerge, die im Innern der Berge wohnen, „Quargmännel“. Liegt da

nicht die Annahme nahe, daß die Eingänge zu ihren Höhlen als „Quarglöcher“ bezeichnet werden? Durch einen niedrigen Eingang, ein wahres Zwergloch, gelangt man, über feuchten Höhlenlehm und scharfkantiges Kalkgeröll kriechend, in ein Labyrinth schmaler Spalten, die vielfach weniger als zwei Meter hoch sind. Etwa fünfzehn Meter vom Eingang entfernt, entspringt eine starke Quelle. Der Bach, den sie speist, durchzieht in einer Länge von sechs Metern die Höhle. Dann verschwindet er in einer Felspalte. Erst jenseits der Fahrstraße erscheint er wieder und mündet in die March. Die Quarglöcher sind also eine Flußhöhle, die, gleich den Grotten des Karsts, durch die Tätigkeit horizontal fließenden Wassers entstanden ist.

Uns führte der Wunsch, die Tierbevölkerung dieses Felslabyrinths kennenzulernen, zu allen Jahreszeiten in die Quarglöcher. Niemand, der aus der Lichtfülle eines Sommertages in diese unterirdische Welt tritt, die, nur schwach erleuchtet von dem Schein unserer Kerzen, von dem mächtigen Rauschen des Baches erfüllt wird, vermag sich dem geheimnisvollen Zauber dieses Lebensraumes zu entziehen. Aber eindrucksvoller ist die Beobachtung des Tierlebens im Bergesinnern, wenn draußen der lebensfeindliche Gebirgswinter seine Herrschaft ausübt. Dann ist der Vorraum der Höhle bedeckt mit glitzernden Eissäulen, die wie zierliche Tropfsteingebilde von der Decke herabhängen oder vom Boden senkrecht in die Höhe streben. Haben wir diesen Wald von Eissäulen durchkrochen, so befinden wir uns außerhalb des Bereiches der Kräfte, die auf der Erdoberfläche den Rhythmus des Tierlebens bestimmen. Sind doch die Bedingungen des Lebens im Bergesinnern



Blick aus der Wolmsdorfer Höhle

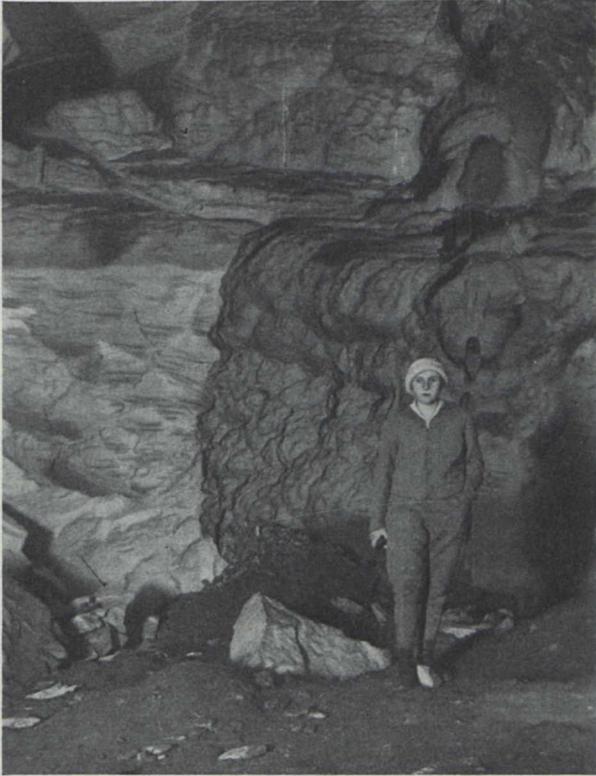
Aufn. Par

feinen zeitlichen Schwankungen unterworfen. Dort gibt es keinen Wechsel von Tag und Nacht, keinen Wandel der Jahreszeiten. Unverändert herrschen in diesen Felsklüften gleichbleibende Temperatur und gleichbleibende Lichtarmut. Wenn im Marchtal die Fichten unter der Last des Rauhreifis zusammenbrechen und die Wege meterhoher Schnee deckt, erleidet das Tierleben in den Quarglöchern kaum eine Einbuße. Es gibt wohl keinen wirkungsvolleren Gegensatz als die weiße in eisige Fesseln geschlagene Winterlandschaft, deren Stille nur selten unterbrochen wird durch den leisen Pfiff eines Gimpels oder das feine Lothen der Tannenmeise, und das laute Strudeln der unterirdischen Wässer in den dunklen, von warmer Luft erfüllten Quarglöchern. In hüpfenden Sprüngen schnellen noch zur Weihnachtszeit auf dem feuchten Lehmboden Springschwänze in die Höhe, langsam stelzen an den Wänden die durch unsere

Kerzen aufgeschwechten Weberknechte einher, und in dem Quellwasser, dessen Temperatur um die Jahreswende kaum tiefer liegt als im Hochsommer, schöpfen wir neben zahlreichen mit wohl entwickelten Augen ausgerüsteten Flohkrebse den in unseren Bergen so seltenen blinden Brunnenkrebse. Während der Name der Quarzglöcher uns immer wieder in den Schriften der alten schlesischen Floristen begegnet, war die Pakelthöhle in wissenschaftlichen Kreisen bisher so gut wie unbekannt. Durch Zufall entdeckte sie im Jahre 1864 ein damals in Groß Mohrau stationierter Forstbeamter. Malerisch von Sarnkräutern umgeben und überzogen von einem tiefgrünen Moosteppich, der sich reichlich zwei Meter weit ins Innere der Höhle fortsetzt, ist der kaum manns hohe Eingang keineswegs leicht zu finden. Wir folgen am besten dem schmalen Pfade, der von der Fahrstraße Groß Mohrau—Wilhelminenhütte in östlicher Richtung abzweigt und am Milchbrunnen vorbei in kräftiger Steigung durch einförmigen, nur spärlich mit Buchen und Birken durchsetzten Fichtenwald aufwärts führt. Je höher wir am Abhange der Brandkuppe emporsteigen, desto unübersichtlicher wird das Gelände, in dem nur eine allmählich stärker werdende Bloßstreu dem Ortskundigen die Nähe der Pakelthöhle verrät. Kurz vor dem Eingang der Höhle wird der Steig immer undeutlicher und verliert sich schließlich auf dem Waldboden.

Die Pakelthöhle ist eine sogenannte Saehöhle. Ihr Eingang liegt fünfzehn Meter höher als der Spiegel des Wassers, das ihr unteres Ende bedeckt. Auf 62 Stufen steigt man in die Tiefe. Das starke Gefälle begünstigt nicht nur die Neuan siedelung von Tieren in der Pakelthöhle, sondern sichert auch denen, die in ihr bereits festen Fuß gefaßt haben, die regelmäßige Zufuhr reichlicher Nahrung. Wie die ausgiebigen Regengüsse, von denen das Marchtal im Sommer überschüttet wird, Holzstücke und Laub, Tierkot und Tierleichen in die Höhle hineinspülen, so führen die Schmelzwässer des Frühjahrs der unterirdisch lebenden Sauna die gleichen Nährstoffe zu. In demselben Sinne aber wirken die unaufhörlich zu allen Jahreszeiten an den Wänden hinab rinnenden Sickerwässer, die Ursache des in den hintersten Teilen der Höhle fallenden ewigen Regens. Wenn trotz dieser der Entwicklung einer reichen Höhlenfauna günstigen Umstände die Zahl der nachgewiesenen Tierarten dreißig nur wenig überschreitet, so hängt dies mit der niedrigen Temperatur zusammen, die allen Saehöhlen eigentümlich ist. In ihnen sammelt sich die schwere kalte Winterluft und wird, da sie nicht abfließen kann, von der wärmeren Luft im Sommer nicht verdrängt. Hohe Luftfeuchtigkeit und reichlich vorhandenes Wasser kennzeichnen die Lebensbedingungen der Pakelthöhle im Sommer, ausgedehnte Eisbildungen, die bis zur Sohle hinabreichen, ihren winterlichen Zustand. In solcher Umgebung gedeiht neben einem nordisch-alpinen Springschwanz, den die Eiszeit dorthin verschlug und der sonst nur am Rande schmelzenden Schnees, unter Steinen auf Gletschern oder in der Nachbarschaft kalter Quellen sein Leben fristet, der seltsame gleichfalls an beständige Feuchtigkeit und kühle Sommer angepasste räuberisch lebende Schneckenfanter.

Anscheinend ist das Wasser der Pakelthöhle in ständigem Steigen begriffen. Eine hölzerne Brücke, die erst nach dem Kriege eingebaut wurde, liegt heute mehr als einen Meter unter dem Wasserspiegel. Das Wasser scheint pro Jahr durchschnittlich um etwa zehn Zentimeter zu steigen. Würde dieser Vorgang auch in Zukunft mit gleicher Beschleunigung ablaufen, so würde der Wasserspiegel in etwa hundertfünfzig Jahren den Eingang erreichen. Dem Leben der Lufttiere in der Pakelthöhle wäre damit ein Ende gesetzt.



Der Dom in der Wolmsdorfer Höhle

Aufn. f. Pär

Die an der Westseite des Kalkberges gelegene Wolmsdorfer Tropfsteinhöhle wurde erst im Oktober 1885 entdeckt. Schon im folgenden Jahre erschien eine von dem Wolmsdorfer Lehrer Tenzer verfaßte Beschreibung, in der unter anderem auch über die Auffindung eines vermutlich einem Mammuth entstammenden Knochens in der Nachbarschaft der Höhle berichtet wurde. In der Höhle selbst wurden der Schädel und mehrere Knochen eines Dachses, angeblich auch Reste des Höhlenbären gefunden. Später vorgenommene Grabungen förderten noch Zähne und Skeletteile des Wisents sowie nicht näher bestimmbare Vogelfknochen zutage. Die ersten Nachrichten über die lebende Tierwelt der Wolmsdorfer Tropfsteinhöhle verdanken wir dem um die Erforschung der schlesischen Höhlenfauna verdienten Berliner Zoologen Walther Arndt.

Die Erschließung der Wolmsdorfer Tropfsteinhöhle durch den Menschen hat die Lebens-

bedingungen der Sauna wesentlich verändert. Durch die hallenartige Erweiterung des ursprünglich ziemlich engen Einganges hat man zwar einen prächtigen Ausblick auf den Schwarzen Berg gewonnen, zugleich aber die Grenze des Tageslichts um ein beträchtliches Stück in das Innere des Berges vorgeschoben und dadurch den Lebensraum der lichtscheuen Höhlenbewohner eingeschränkt. In den letzten Jahrzehnten ist die Temperatur in der Höhle nachweislich gesunken. Während Tenzer im Januar 1886 noch in allen Teilen der Höhle eine gleichmäßige Temperatur von +10 Grad Celsius fand, betrug die Lufttemperatur im Januar 1933 nur noch +5 Grad Celsius. Die Wintertemperaturen liegen also heutzutage wesentlich tiefer als zur Zeit der Entdeckung der Tropfsteinhöhle, eine Tatsache, die wohl auf die Wirkung von Sprengungen über der Höhlendecke zurückzuführen ist. Offenbar sind dadurch Klüfte entstanden, durch die jetzt die kalte Winterluft in die Tiefe sinkt. Seit ihrer Entdeckung ist die Wolmsdorfer Tropfsteinhöhle vor allem auch wesentlich trockner geworden, und zwar begann die Austrocknung offenbar bald nach der Erweiterung des Einganges. Wer heute die Höhle besucht, vermag sich kaum vorzustellen, daß ihr Boden ursprünglich mit Wasserflächen von erheblicher Ausdehnung bedeckt war. Jetzt ist nur noch ein einziges Wasserloch vorhanden, das man durch eine enge, schwer zu passierende Felspalte in der Westwand des sogenannten Kaiserjaales erreicht.

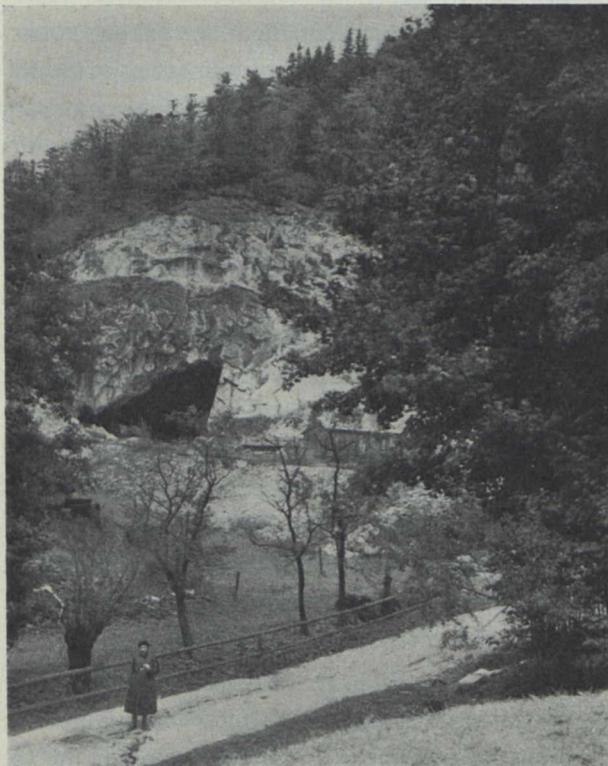
Die Zahl der Höhlentiere, bei denen sich die Wirkung des Lichtmangels in einer Rückbildung der Augen äußert, ist nur gering, und selbst bei diesen Formen ist es zweifelhaft, ob der Schwund der Lichtsinnesorgane wirklich eine Folge der unterirdischen Lebensweise ist. Vielfach zeichnen sich die

Höhlenbewohner durch bleiche Färbung aus. Sie gleichen Stubenhockern, die sich ängstlich hüten, ihren Körper der Wirkung der bräunenden Sonnenstrahlen auszusetzen. Bei vielen Höhlentieren ist solche Vorsicht freilich am Platze: sie sterben alsbald, wenn man sie in grelles Sonnenlicht bringt. Zahlreiche Fliegen der Wolmsdorfer Höhle fielen uns dadurch auf, daß sie zwar wohl entwickelte Flügel besaßen, sie aber nicht gebrauchten. Slugunlustig saßen sie an der Höhlenwand und ließen sich ohne Mühe von der Hand des Sammlers ergreifen.

Die kartographische Aufnahme der Höhle ist nunmehr beendet, und in einigen Monaten hoffen wir, der Öffentlichkeit das Ergebnis unserer Vermessungsarbeiten vorlegen zu können. Sie führten zu der überraschenden Feststellung, daß neben den von formenschönen Tropfsteinwänden begrenzten Selsdomen und den sie verbindenden Hauptgängen noch zahlreiche bisher unbekannte Selspalten vorhanden sind, durch die sich nur ein gewandter Kletterer hindurchzwängen kann.

Wer von Seitenberg einen Ausflug auf den Schneeberg unternimmt, den führt das Postauto bis zu einem Steinbruch in Neuklessengrund, in dem sich etwa fünf Meter über dem Boden eine kleine Tropfsteinhöhle öffnet. Sie ist nur fünfzehn Meter lang. Das Tageslicht dringt bis an ihr Ende, und ein grüner Moosteppich bedeckt ihren Boden fast bis zur Hälfte ihrer Länge. Während in den völlig dunklen Grotten des Schneeberggebietes Pilze oft als einzige Vertreter des Pflanzenreichs im Bergesinnern schneeweiße, zierlichen Spitzenmustern vergleichbare Überzüge auf verrottenden Holzstücken bilden, gedeiht im Halbdunkel der Neuklessengrunder Höhle eine Anzahl grüner Pflanzen. Ihre Lichtwendigkeit kann man nirgends besser beobachten als an einem

solchen Standorte. Um möglichst viel von der kostbaren Gabe zu erhaschen, ohne die sie nicht zu leben vermögen, breiten sie ihre Blätter senkrecht zum Einfall der Lichtstrahlen aus. Durch die grüne Front der gleichgerichteten Blätter bahnt sich die Sonne einen Weg und zaubert warme Lichter und weiche Schatten auf den Höhlenboden. Nur ungern trennen wir uns von diesem Anblick. Jede der Höhlen des Schneeberggebietes ist eine Welt für sich, und wer sich einmal liebevoll in ihr Wesen vertiefte, den zieht es immer wieder in sie zurück.



Wolmsdorfer Tropfsteinhöhle

Aufn. f. Dar

Vom Sportverein zum Kameradschaftserlebnis

Von Hans Bauer

Das Zeitalter des individualistischen Sportbetriebes ist vorüber. Damit soll gesagt sein, daß der bisherige Sport eben unbedingt individualistisch eingestellt war. Der Individualismus wird zwar von mancher Seite immer noch bestritten, indem man erklärt, daß jede sportliche Betätigung notwendigerweise vom Ich zum Wir, von der Einzelleistung zum Mannschaftserfolg führe.

Diese Beweisführung ist falsch. Selbstverständlich hatten wir Mannschaftskämpfe. Aber das Wesentliche, und das gilt es zu erkennen, ist nicht die Form der Sache, sondern das Zielstreben und seine innere Beharrlichkeit. Der Mannschaftskampf war eine zweckgebundene, vorübergehende Vereinigung einzelner, die eben in diesem Zusammenwirken ein Höchstmaß sportlicher Leistung zu erreichen versuchten. Unter diesem Gesichtspunkt verliert der Mannschaftskampf als solcher aber seine sittliche Berechtigung und seinen inneren Wert. Der Zweck ist und bleibt, so gesehen, die Höchstleistung, dem Erreichen dient die gemeinsame Übung des Körpers und die erwünschte Auslösung bringt der Erfolg des Kampfes. Ist dieser Höhepunkt erreicht, fällt die Mannschaft in einzelne auseinander. Es hilft eben nichts. Der Verein ist nun einmal eine bürgerliche Einrichtung und bleibt es, wenn die innere Ausrichtung nach anderen überindividualistischen Gesichtspunkten ausbleibt.

Wo der Zweck allein an die Höchstleistung gebunden ist und die Höchstleistung durch den gemeinsamen Willen die Gemeinschaft nur notdürftig zum Training und anschließenden *ἀγών* zusammenhält, fehlt das Bedeutende der neuen deutschen Sportauffassung — die Kameradschaft.

Das Sinnbild der Kameradschaft ist die Fahne, unter der die Mannschaft bewußt uneigennützig sich zum Kampfe für die Gemeinschaft stählt und dabei unbewußt und gleichsam nebenher für seinen eigenen Körper die notwendige sportliche Ertüchtigung findet. Nicht bewußt nur an sich selbst zu arbeiten gilt es, sondern erst im Zielstreben für das Ganze entwickelt sich zwangsläufig das Persönliche. In diesem Sinne aber hat es keine eigene Haltung im alten Sportbegriff gegeben. Lediglich eine verschiedenartige Tönung vermochte der Sport dem einzelnen zu geben. Und die wechselvolle Mode, die überall im Leben bestimmend zu wirken glaubte, hielt auch unnatürlicherweise den Sport in ihrem Bann und erreichte die veränderte Tönung der sportlichen „Haltung“. Bald war Turnen „modern“, bald die Leichtathletik, später die Gymnastik.

Die neue sportliche Erziehung wird durch die aufsteigende Gedankenwelt bestimmt, die ihr neuen Gehalt und neue Richtung gibt. Das Ziel dieser Erziehung kann niemals die Aneignung persönlicher Höchstleistung um seiner selbst willen sein. Das 19. Jahrhundert hat im Sport die gleiche Bildung verbreitet, die Hellas untergraben hat, die Zersetzung aller Werte durch die schrankenlose Freiheit des Einzelmenschen, die wir eben „Individualismus“ nennen.

Alle Erziehung muß darauf gerichtet sein, den Menschen im Sinne des Wortes in „Zucht“ zu halten. Diese Ausrichtung ergreift jegliche Handlung der menschlichen Gemeinschaft, also auch die Leibesübung und -erziehung. Wird sie betrieben — und sie muß von jedem Staat betrieben werden —, so ist nicht der Zweck der Maßstab des Wollens, sondern es muß leßlich auch etwas anderes hinzukommen, und das ist die politische Aufgabe. Diese wird natürlich nicht den Gedanken der Höchstleistung von vornherein verneinen, aber sie wird eben das Nur-Formale der Bestleistung ablehnen und ablehnen müssen.

Darüber hinaus müssen wir uns fragen, welche Haltung nun dem neuen Sportethos zugrunde liegt. Die dem nordischen Menschen angemessene Haltung ist allein die soldatische. So ist es verständlich, wenn alles daran zu sehen ist zur Erreichung des Zieles, das der Reichssportführer von Tschammer-Opfen in die Worte gefaßt hat: „Turnen und Sport sind nicht dazu da, um das persönliche Wohlergehen von Privatleuten zu fördern; die Leibesübungen bilden vielmehr einen wichtigen Teil des Volkslebens und sind ein grundlegender Bestandteil des nationalen Erziehungssystems.“

Unter dieser Berücksichtigung des Volkhaften muß die sportliche Betätigung von jeder individualistischen Einstellung losgelöst, wahrhaft und volkstümlich werden. Unter volkstümlich ist freilich nicht das Spielerische, Leichtes im bisherigen Sinne zu verstehen. Auch hier ist die bisherige Entwicklung falsche Wege gegangen. Nicht das ist z. B. Leibesübung für die deutsche Frau, wenn man lediglich die Gewichte der Kugel verringert und die Entfernung und Höhe des Sprunges verkleinert, sondern jenes, was das von Natur aus schon vom Manne Verschiedene, Wesenseigentümliche, der Frau fördert. Auf Spiel und Tanz und die Bewegungsform einer jeden Gymnastik geht das Wesen des Frauensportes. Von dort aus erlebt die frauliche Phantasie die zum Leben notwendige Bereicherung.

Der kämpferischen Wesensart des Mannes entspricht nicht das Spiel, die Gymnastik. Allerdings ist beides für die Entwicklung insofern bedeutsam gewesen, als es den alten Begriff des „Nur-Turnen“ aufgelockert und den Blick frei gemacht hat für das Entscheidende — die Vermännlichung der sportlichen Tätigkeit, die nur in der Mannschaft zu erreichen ist. Leibeserziehung an sich erfahren in der Disziplin der Mannschaft heißt deutsches Volkstum erleben.

Und Volkstum kann sich in den verschiedensten Erscheinungsformen des Sportes äußern. Überall liegt es offen zutage, nur muß man es dort anfassen und durchbilden, wo es sich im wahren, ursprünglichen Sinne frei entfalten kann. Diese Möglichkeit bietet jede sportliche Disziplin, sofern sie nur von einem mannschaftlichen kameradschaftlichen Geiste getragen wird, ganz gleich, ob das nun im schlanen Ruderboot geschieht, in der Harmonie des gleichmäßigen Riemenschlages oder auf dem Turnplatz bei Staffel und Steinwurf.

In diesem höchsten Sinne wollen wir heute Kämpfer sein für wahres deutsches Volkstum.

Rundschau

Theater in Breslau

Oper

Liselott von der Pfalz

Als achtes Werk brachte die Breslauer Deutsche Oper nach sieben vollständigen Neuinszenierungen in vier- und zwanzig Tagen Spielzeit (Rienzi, Lohengrin, Sidelio, Undine, Mignon, Don Cesar, Der Apotheker) die ostdeutsche Erstaufführung von Eduard Kühnkes Operette „Liselott von der Pfalz“. Hier ist ein Weg aus dem ganzen schablonenhaften Leerlauf mehr oder weniger erstarrter Operettenformen, trivialer Singspiele und mit Glyceringefühlen wattierter Sentiments führt hier, auf dieser Linie, eine Möglichkeit irgendwo zu der Operette von morgen. Hier ist ein Durchbruch geschaffen, der zu denken geben sollte, daß es auch anders geht, als nur und ewig nach dem Klischee, und der in der Fülle seiner Ansätze Möglichkeiten zu mannigfachen Anregungen gibt. Hier ist eine Handlung mit Kopf und Fuß, ein Dialog, der sich hören läßt, kein bloßes Mitschleppen von Hanswursten um unmöglicher Possenhaftigkeiten willen. Hier ist fast eine Sprechkomödie. Mit Musik und Tanz. Die unbezahlbare Idee (so eine Art „Widerspenstige“, auf andere Art und Weise) ist geschickt und wirksam aufgebaut und durchgeführt, und ergibt eine ergötliche und spaßhafte und im Hintergrund immer ein ganz klein wenig ernsthafte und im ganzen herrlich gesunde Sache.

Die Musik Eduard Kühnkes ist in ihrer Anwendung sparsam, verfährt geradezu ökonomisch. Es ist eine Operettenmusik von ganz seltenem Niveau, die klavoll und mit Geschick musiziert. In der Instrumentation gibt es Stellen kammermusikalischer Delikatesse. Das Sachen ist nicht brüllend, es ist fichernd. Es tracht nicht im Blech und jault in Sargophonen — es spöttelt aus den Klarinetten. Und es blinkt oft auch über den impulsiv aufströmenden, erfrischend ungezuderten Lyrismen wie Kobilde in einem Sommerwald.

Hans Herbert Pudor hat mit dieser Inszenierung, zu der er allerdings den gesamten Bühnenapparat der Oper zur Verfügung hatte, eine Leistung vollbracht, die schier bezaubernd in ihrer Grazie, Beschwingtheit und Leichtigkeit ist. Er besitzt einen natürlichen Sinn für Bewegung und Beweglichkeit, lodert ohne übertriebene Exzentriz, mildert Sentimentalitäten und bringt ein Tempo (ein natürliches) und eine schwebende, duftige und herrlich spielerische (nicht verpielte) Nuance in das Ganze, daß man überrascht ist.

Ellen Pfizner als Liselott ist bezaubernd. Hans Herbert Pudor auch in seiner Rolle als Herzog von Orleans eine Überraschung. In der Vielzahl der andern traten Buhlmann (Kurfürst), Kaltner (Françoise), Henselreit (Temple), Schröck (Walterle) in singenden und nicht gerade leicht zu spielenden Rollen hervor. Die Bühnenbilder Eisolds gaben der Szenenfolge einen wunderhübschen, farbenfrohen Rahmen, der Duft und Atmosphäre hatte.

Mignon

Mignon ist der Typ der unverwüstlichen Repertoireoper. Mit Recht. Auch wenn hier jener herrliche Goethestoff des Romans von „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ ins Opernmäßige überblendet und dabei

wesentlich verflacht alle bebrillten Literaten zur Verzweiflung bringt. Denn in seiner Art hatte Thomas recht. In der Art der Oper. Die mit der Wirkung, dem Effekt, dem Anlaß steht und fällt. Dem Anlaß, dem Grund zum Singen.

Die Neuinszenierung Dr. Siegmund Straups gab der Oper, was der Oper ist. Schuf Bewegung, Farbe, Leuchtkraft, helle kompakte und verträumte Szenen — wie es sich gehört.

Ernst Hoffmann dirigierte sicher und mit feinem Gefühl für Milderung der Gefühle. Wally Mittelstädt (Mignon) setzte sich nach einem etwas blässen Anfang durch. Luzi Gorgus Koloratur ist sorgfältig geschult, kommt nicht so sehr spitz und perlend als vielmehr mit einem satteren Ton. Jost Berkmann (Meister) ging nach einem ebenfalls etwas blässen Anfang immer mehr aus sich heraus. Die Höhe, nicht impulsiv, sondern sorgfältig gestützt erreicht, trägt Sympathisch die Kultur des Singens. Lienhard (Lothario) um ein wenig zu ruhig. Schmittmann (Laertes) mit entwaffnender Noblesse, Schäffer (Jarno) mit zigeunerhaftem Temperament. Wunder schön die Bühnenbilder Richard Eisolds.

Così fan tutte

Das Problem aller Mozartopern ist (ähnlich wie bei Wagner, nur in anderem Sinne) die Szene. Denn hier schlägt sich, sagt die Theorie (im Gegensatz zu Wagner allerdings) die göttliche Musik mit der unmöglichen Handlung. Das klingt bestechend — doch es stimmt nicht ganz. Denn jene Beurteilung geht von dem allgemeinen Opernbegriff aus. Bei Mozart jedoch liegt der Schwerpunkt ganz wo anders. Hier ist Musik. Nichts als Musik. Die Szene ist nur Vorwand, ist nur zu einem Bruchteil an dem Ganzen beteiligt. Die Aufgabe der Bühne ist lediglich, anzudeuten, anzusetzen — aber niemals auszuführen. Die Ausführung liegt in der Musik. Im selben Augenblick, in dem das Handlungsmäßige hier dominiert, zerfällt es die Form.

Dr. Straup wollte die Musik in Bewegung auflösen, um dadurch, sich selbst vielleicht unbewußt, jenes hintergrundartige Schweben zu bekommen, in das sich das Musikalische ergießt. Leider war die Wirkung aber anders als die Absicht. Vielleicht, weil das Gehirn ein wenig zu sehr daran beteiligt war, wie seine mehrfachen Aufsätze in Programmheften und so weiter bewiesen. Aus dem beabsichtigten Schweben nämlich wurde eine Harlekiniade höchst kompakter Natur. Aus der gutgemeinten Absicht, Gefühl und Ausdruck paarweise zu demonstrieren, eine Glosse. Hier sollte zuviel Singerspitze sein — und darum war gar keine. Es heißt Mozart nicht verstehen und seine innerste und innigste Struktur, wenn man solche Versuche gutheißt.

Um so herrlicher und wundervoller ist das Musikalische gestaltet. Das Orchester, soweit es von der Szene nicht behindert wird (von dem Allzuviel der Szene) singt. Franz von Hoehlin am Pult hat nun auch ganz zu dieser Musik gefunden. Barbara Reizner ist als Fiordiligi genau so bezaubernd wie Anny Glogner als Dorabella. Lienhardt (Giuglielmo) und Berkmann

(Ferrando) geben das Beste, was die Stimmen geben können. Luzi Gorgus (Despina) und Heinrich Pflanzl (Don Alfonso) sicher und gut an ihrem Platze. Das Bühnenbild Professor Hans Wildermanns hat allen Duft und alle Schwebende, zierliche und beglückende Leichtigkeit der Musik, der es dient.

Der Waffenschmied

Die Zeit, die diese alten Schätze, zu denen auch der „Waffenschmied“ gehört, klischeehaft, nach der seit soundsovielen Jahren üblichen und in diesen Jahren leergelaufenen Walze spielte, ist dem neuen, schon mehrfach erwähnten Bestreben gewichen, die ausgeleierte und versandete Szene neu zu gestalten. Nach allen guten Seiten des heutigen Theaters hin.

Dr. Salk gibt absichtlich ein naturalistisches Raritätenkabinett mit sorgfältiger Liebe für tausend kleine Handgriffe, die sich in ihrer beschaulichen Wichtigkeit selbst ein wenig verspotten. Ernst Hofmann am Pult läßt klingen, was da klingen will. Und nimmt alle Bewegung durch unmerklich treibende Akzente frisch und doch auffingend.

Lore Hofmann (Marie) rechtfertigt voll und ganz die Hoffnungen, die man nach ihrer „Undine“ auf sie gesetzt. Andra bleibt seinem Stadinger ebenfalls nichts schuldig. Schmittmann als Georg frisch und ausgeruht. Und alle anderen gleich köstlich im Darstellerischen wie sorgfältig im Gesanglichen.

Rheingold

Die neue Gestaltung des „Ringes“ begann mit einem starken und verheißungsvollen Auftakt. Dieses „Rheingold“ stellt eine Lösung der wagnerischen Szene in ihrem Wegführen von allem Experiment und aller Konstruktion und ihrer Durchdringung des ursprünglichen reinnaturalistischen Elements mit der im Fortschreiten der Zeit und der Bewegung zwangsläufig in gewissem Sinn geöffneteren Atmosphäre dar, das als gelungen bezeichnet werden kann. Und das als Teil der neuen Gestaltung, um die sich es hier handelt, und in der glücklichen Verbindung zwischen Naturalismus und Gegenwartsempfinden der Illusion gibt, was ihr gegeben werden muß. Weil gerade sie die Wurzel dieser genialen Kunst bedeutet; und weil aus ihr und nur aus ihr der erdewachsjene Begriff, die organische

(nicht die irdisch-reale gelöste) Symbolik dieser Tragödie in ihrer ganzen Riesenhaftigkeit und mitreißenden Erschütterung erwächst.

Dr. Walter Salk, zum Naturalismus hinneigend, rechtfertigte und erfüllte alle Hoffnungen, die man an diese Neugestaltung des markantesten Teiles deutschen Opernbetriebes stellte. Anzuerkennen ist sein Mut, mit dem er einige szenische Dinge zu ihrem eigenen Besten anders auslegte. So die Erscheinung der Erda, die nicht mehr aus der Versenkung taucht, sondern als riesenhafte Silhouette am Horizont erscheint — ein Bild elementar packender Größe und gigantischen Schicksals schaffend. Es ist, als tauche eine Faust aus der Unergründlichkeit — und in den auf den Kopf gestellten Mäßen wirken sekundenlang die hohen Götter in dem fließend blauen Licht wie winzige Zwerge vor dem Antlitz der höheren Göttlichkeit.

Franz von Hoëßlin am Pult raffte das Ganze durch oft winzige Beschleunigungen der Tempis zusammen und gab doch einen konzentrierten, intensiv aufstrahlenden Klang, aus dem sich das Geflecht der Motive plastisch und intensiv abhob. Manches kam fast aztekisch und bekam dadurch einen seltsam neuen, fast spröden Reiz, durch Vermeidung aller ausgedehnten und überdehnten Lyrismen, die hier schon auf die folgende „Walküre“ hinweisen.

Die Stimmen klangen durchweg sauber, ausgefeilt und sorgfältig, ja liebevoll studiert — doch nicht ausgesprochen dominierend. Der ungeheure, seit geraumer Zeit dauernd geleistete Arbeitsprozeß der Oper mag an dieser leichten, vorübergehenden rein physischen Ermüdung schuld sein.

Groß (Wotan) hatte starke Momente zwischen stimmlich schwächeren. Singer (Loge) hielt sich stimmlich ausgezeichnet, war aber schauspielerisch ein wenig gar zu sehr auf neckisch hingeführt. Monthly (Donner) war stärker als Berkmann (Groß). Ganz hervorragend Karl Rudow (Alberich). Wirksam Henseleit (Mime), Andra (Sajolt) und Hiller (Safner). Die Göttinnen (Böhle, Reizner, Ehm) und die Rheintöchter (Kaltner, Glogner, Ehm) klangen schön und ausdrucksvoll.

Und die Bühnenbilder Professor Hans Wildermanns gaben in ihrer konzentrierten und doch ausschwingenden Atmosphäre eine räumliche Meisterung, die vorbildlich sein sollte.

Oper im Schloß

Haydn-Abend

Die Aufführungen im Schloß gehören zu den gleich stimmungsvollsten wie bezauberndsten Veranstaltungen Breslaus. Im Haydn-Abend dirigiert Ernst Hofmann im Schlafrock den von Dr. Walter Salk wunderhübsch einstudierten „Apotheker“, der von Luzie Gorgus, Lore Hofmann, Manfred Schäffer und Wilhelm Trauß liebevoll und mit humor gesungen wird. In der Einstudierung von Grete Groß tanzen Anna Kappama und Kurt Kern, die beiden begabten Solotänzer, das Menuett aus der H-Dur-Symphonie in gefonnter und fast zärtlicher Auslegung der Musik. Eine entzückende Kindersymphonie, ebenfalls von Grete Groß einstudiert, dirigiert von Alfons Weinert und getanzt von der Kindertanzklasse, findet jubelnde Begeisterung.

Gluck-Abend

Dasselbe gilt für die zum erstenmal in dieser Spielzeit aufgeführten beiden Gluckopern „Die Maientönigin“ und „Der betrogene Kadi“. Daß nämlich tatsach-

lich hier Dinge wieder aufgeweckt werden, von denen es immer unklarlich bleiben wird, wie sie vergessen werden konnten.

Das Schäferspiel der „Maientönigin“, von Dr. Straup einstudiert, klingt in dem Rahmen der Musik als rührend-kindliches Spielchen auf. Da wippen Röschchen, zudeln Perücken, da wird vor Liebesweh gar herzzerbrechend geschluchzt, und sehnsuchtsgeschütteltes, zartes und heftigeres Liebeswerben gaukelt wie Schmetterlinge über das winzige Bühnchen. Paul Schmittmann singt den Hirten mit überraschend konzertanter Art, Luzi Gorgus füllt den kleinen Raum mit ihrem leichten, lockeren Sopran, Pflanzls Baj wird in seinem wunderbaren Material immer ausdrucksstärker und sein Spiel immer ergötzlicher — Ely Weidlich bringt eine zierliche, mädchenhafte Lisette. Und Siegmund Straup stelzt und spricht den Marquis.

In dem „Betrogenen Kadi“ singt Frieda Elström die Satime, Luzi Gorgus die Jelmire, Pflanzl den Kadi, Schmittmann den Kuradin, Hiller den Särber

und Elly Weidlich die bedauernswerte Omega. Auch dieses kleine Spiel ist gut und wirkungsvoll gemacht (Dr. Straup). Ein Splitter aus Tausendundeiner Nacht. Und wird köstlich und mit freudigem Spaß von

allen gleich begeistert wie gefonnt gestaltet. Das kleine Kammerorchester und die Stimmen betreute Ernst Hoffmann mit Sorgfalt und Gewandtheit. Und es war ein gutes, schönes, frohes und verliebtes Musizieren.

Schauspiel

Konjunktur

Es geht nun einmal um nichts mehr und um nichts weniger als um unseren Lustspielbegriff. Der sich nicht mit jeder so bequemen und auch so billigen Situationskomik begnügt. Bei ihm muß der Humor aus der Person an sich ausstrahlen. Er muß als Fluidum schon da sein, ehe etwas „passiert“. Er ist in dem jeweiligen Charakter begründet. Erst dann beginnt das Spiel, das dadurch auch ein völlig anderes Gesicht bekommt, nicht nur ein sinnvolleres, auch ein genutzreicheres. Statt Fläche ist jetzt Plastik, statt Projektion die Tiefe. Und statt dem Leerlauf hohler Knalleffekte und dürrer Verknötungsrezepte ist die organische, die innerlich begründete und die im Lachen innerlich reflektierende Resonanz da. Also das wirkliche und echte künstlerische Moment, das auch als Grundfaß vor aller leichten Kunst stehen soll und muß. Auch wenn es „nur“ ein Lustspiel ist.

Dietrich Loder, der Schriftleiter der „Brennessel“, bringt genügend technisches Rüstzeug für dieses Stück, das sein Erstlingswerk ist, mit. Auch der Stoff ist ja typisch Brennessel.

Schieber, Schiebung, Mittel, Mittelchen und die ganzen Blüten einer gestrigen „Kultur“. In Gegenüberstellung zu der Auffassung, die wir uns heute erkämpft haben. Das läßt sich dankbar in die Szene gießen.

Gewiß, der Schauplatz ist ein billiger. Es lebt und zehrt da sehr oft von einer schon etwas abgeklapperten Gegenüberstellung. Und der in der Charakteristik der Personen verwurzelte Humor ist einesteils reine Satire, andernteils nicht immer so stark, wie man sich ihn als Gegengewicht zu der manchmal recht bissigen und zwar plump bissigen Komik der Situation wünschen möchte. Man hat manchmal den Eindruck: der Autor wünscht auf alle Fälle geistreich zu sein. Und daraus wird sodann natürlich, und zwar nach alten Gezeihen, nichts. Sobald man Geist zitiert, ist's aus. Und statt zu beflügeln, fängt es an zu fleben. So schwankt so manches zwischen

Literatur und Derbheit, zwischen Auftriebswillen und Trägheitsgesetz, zwischen Glossie, Geist, Karikatur und Alt, ohne doch immer die rechte Mischung zu finden. Auch Erstlingschwächen sind vorhanden. So die, vor Torschluß auf einmal eine wildfremde und völlig neue Figur auf die Bühne zu bringen. Das geht nicht. Das geht wirklich nicht. Der alte Lessing mag ja schon eine gute Weile tot sein — doch gewisse dramaturgische Erkenntnisse kann man getrost von ihm übernehmen. Hier, Dichter, knirscht die Kreide Bedmessers auf der Meisterjingertafel.

Und doch ist's amüsant. Und unterhaltend. Das Lustspiel aber — das ist es noch nicht. Auf alle Fälle aber eine starke Hoffnung.

Die Regie des begabten und erfahrenen Hans Tügel packte, ähnlich wie neulich in „Es brennt an der Grenze“, das Stück auch hier wieder von vornherein an seiner einzig richtigen Stelle an. Ein unerhörtes Tempo jagte die ganze Sache vorwärts, riß sie in den Ensembles hoch und holte buchstäblich das Letzte heraus, was da herauszuholen war. Geschichte Striche unterstützten, fonzentrierten, rafften möglichst eng und dicht zusammen.

Die beste Rolle war natürlich die beste Leistung —: Louis Oswald als Helm. Wie er halb onkelhaft, halb hintergründig in Sarkasmus badete, die Spitzen nicht zu spitz und doch zielsicher avisiert — das war zugleich ernsthaft wie ergötlich. Ria Rose nahm die Rolle forsch, als sie nach dem Buche ist. Das nützte dem Profil und war von ihr in kleinen, edigen Zügen gut gegeben. Ansonsten war das Ensemble mit Soetbeer (Willmann), Reiz (Hagen), Wendler, Zidler, Pratsch, Raupach, Oswald, Klemm und Baumann gut und wirksam auf dem Posten. Die Bühne Brehms nützte die Gelegenheit. Besonders das erste Bild brachte eine Stahlglass-Konstruktion, wirksam gegliedert und nützlich in ihrer eiskalten Überkonstruktion.

Konzerte

Ludwig Wüllner

Zum letztenmal sang Ludwig Wüllner. Er will den Jungen Platz machen. Und doch — wo gäbe es unter diesen Jungen eine derartige Gestaltungskraft, wie dieser alte, weißhaarige Mann heute noch besitzt?

Daß Ludwig Wüllner etwas Einzigartiges ist, ein Begriff, den es vielleicht nur einmal gibt — das wissen wir. Auch sein Brahms fällt unter diese Einzigartigkeit, die anders zu werten ist als bei gewöhnlichen Sängern. Wüllner zelebriert die Kunst. Hier ist letztes Verwachsen und Atem, von Technik und Göttlichkeit. Und wenn es auch tausendmal ist, als türme sich da ein griechischer Tempel, durch den die Zeit so manche Furche riß — das, was noch da ist, ist so gigantisch und mitreißend, so erschütternd und im Letzten und Tiefsten aufwühlend, daß man wie vor einem Wunder steht. Hier gibt es keine Einzelheiten, hier gibt es nur ein Ganzes. Wer nur einmal diese ganz großen Stellen eruptiver Kraft, und wieder jene anderen Augenblicke letzter, padendster Suggestion, zum letzten dann die Schlichtheit, Innigkeit, schier geniale Einfachheit der volksliederartigen Gesänge

hörte — vergißt sie nie im Leben. Und dies ist der schönste Dank, den wir einem Künstler und seiner Kunst zu geben vermögen.

Der Sänger Ludwig Wüllner hat nach seinem eigenen Willen ausgesungen. Der Sprecher bleibt uns noch erhalten. Und niemand ist glücklicher als wir darüber.

Willi Domgraf-Saßbaender

Etwas ganz anderes ist es mit Domgraf-Saßbaender. Hier haben wir in gewissem Sinn das absolute Singen. Das Ausschöpfen vom Nurgefanglichen, vom Reingeanglichen her. Ist Wüllners Singen oft ein fast deklamatorisches, ist es bei Domgraf-Saßbaender ein eben rein gefangliches.

Er sang diesmal eines jener großen Programme, die wir bei ihm gewöhnt sind. Und hatte neben Schubert, Schumann, Brahms und Wolff auch weniger bekannte, künstlerisch sprödere Lieder gesetzt. Man kann wohl sagen, daß hier auf Grund einer technisch unerhörten Basis das künstlerische Gestalten in einer Form existiert, wie sie nicht leicht zu übertreffen ist. Domgraf-Saß-

baender nimmt die einzelnen Stücke geschickt und flug immer in ihrer eigensten Wesensart, unterscheidet eindeutig konzertant und gelocktere Formen. Diese Idealform des rein Gesanglichen wird nicht einmal wesentlich gestört durch das absolute Fehlen jedes dramatischen Akzents. Es ist, wie der Italiener sagt, ein Strömen in Wohlklang. Damit ist alles gesagt.

Beethovens Neunte

Die Aufführung von Beethovens Neunter im Rahmen des ersten Abonnements-Konzertes der Schlesischen Philharmonie wurde ein starker und nachhaltiger Eindruck, ohne doch zufolge gewisser technischer Elemente das Letzte ausschöpfen zu können. Das absolut Positive war die Singakademie (der die Neunte wohlvertraut

ist), das Orchester und Dohrn. Den künstlerischen Fremdkörper bildete das Soloquartett, das niemals von Opernsängern ideal gesungen werden kann. Bei solchen Gelegenheiten zeigt sich der Bruch zwischen Bühne und Podium unüberbrückbar. Und fordert eindeutig bei derart exponierten Werken den Einfluß wesensverbundener Kräfte. Für jeden Opernsänger ist das Podium etwas Anorganisches. Er gehört, streng genommen, nicht hinauf. Und hier muß man es streng nehmen. Im Interesse des Werkes, das so etwas verlangen kann. Die Sänger (Hertha Böhlke, Anneliese Kupper, Heinrich Pflanzl, Jost Berkmann) trifft kein Vorwurf für etwas, das sie psychologisch gar nicht leisten können und brauchen. Der Gesamteindruck wurde trotzdem ein imposanter. Was der restlosen Hingabe aller zu verdanken ist.

Die Neuordnung des Schlesischen Museums der bildenden Künste

Die Sammlungen des Schlesischen Museums der bildenden Künste in Breslau sind einer grundlegenden Um- und Neuordnung unterzogen worden. Die Notwendigkeit dieser Arbeit ergab sich aus der nationalsozialistischen Kunstauffassung, die sich von der vorangehenden Jahrzehnte dadurch unterscheidet, daß für sie die Kunst nicht Angelegenheit einer dünnen, mit ihr nur durch ästhetische oder händlerische Interessen verbundenen Oberschicht ist, sondern Herzenssache des ganzen Volkes. Wollte man das Volk wieder zum Museum, das ihm wie in ganz Deutschland, so auch in Breslau fremd geworden war, zurückführen oder besser: wollte man es für das Museum gewinnen, so mußte nicht nur all das, was mit deutschem Kunstempfinden nichts zu tun hat oder ihm gar widerspricht, entfernt werden, sondern es gab auch die schwierigere Aufgabe, das Wesentliche, Wertvolle und Beispielhafte so zu ordnen, daß auch der einfache Mann den Weg zu ihm findet, von ihm gepackt, erhoben und beschenkt wird.

Der Arten, die Sammlungen eines Museums zu ordnen, gibt es viele, und die Meinungen darüber, welche dieser Arten auch unter den heutigen Verhältnissen die beste sei, sind geteilt. Bei der Neuordnung unseres Schlesischen Museums ist man so verfahren, daß man die zeitlich zusammengehörenden Werke in geschlossenen Sälen vereinigt und diese einzelnen Gruppen in der Folge der Jahrhunderte aneinandergereiht hat, so daß der Besucher, der die Flucht der Säle durchschreitet, ganz von selbst der natürlichen Entwicklung folgt, sieht, wie vom Mittelalter an eins sich auf das andere aufbaut, wie einzelne Künstler ein ganzes Zeitalter befruchten und andere meteorgleich austauchen und wieder vergehen, ohne daß eine andere Spur als ihr Werk von ihrem Dasein zeugt. Auf die schlesischen Künstler wird dabei überall mit Nachdruck hingewiesen; der größte unter ihnen, Adolph Menzel, hat den Ehrenplatz inne. Dankbar begrüßen wir es, daß in einem besonderen Raume Bilder aus der vaterländischen Geschichte ver-

einigt sind, und wir sind sicher, daß gerade hier der einfache Mann, der am leichtesten vom Gegenständlichen her für die Kunst zu gewinnen ist, zu finden sein wird.

Bei der Hängung der Bilder hat man jegliches Zwielflug und geschickt vermieden. Die Bilder sind durchweg in Augenhöhe angebracht, so daß sie gut und bequem zu betrachten sind, und durch reichliche Zwischenräume ist dafür gesorgt, daß kein Werk das andere in seiner Wirkung beeinträchtigt.

Der Gedanke, daß das Schlesische Museum der bildenden Künste dem gesamten Volke gehört, hat äußerlich darin seinen schönsten Ausdruck gefunden, daß hinfort keinerlei Eintrittsgeld mehr erhoben wird. Damit ist wenigstens in Breslau mit einem Umstand ausgeräumt worden, der nicht wenig zur Vereinsamung der Museen beigetragen hat.

Noch in einem weiteren Punkte geht unser Schlesisches Museum mit gutem Beispiel voran: es wird, da für ausreichende künstliche Beleuchtung gesorgt worden ist, auch in den Abendstunden geöffnet sein. Wer hat sich nicht schon über die bisher in ganz Deutschland übliche Besuchsordnung geärgert, die nur auf Fremde oder Tagesgäste zugeschnitten schien und den Werkträgern wenigstens die Woche über vom Museumsbesuch einfach ausschloß! Auch das wird nun anders werden, und wir glauben, daß hinfort mancher, der bisher abends vor der Klammerleinwand saß, den Weg ins Museum finden wird.

Ihre Verbindung mit den lebenden Künstlern und ihre Verpflichtung ihnen gegenüber gedenkt die Leitung des Museums nicht nur durch Ankäufe neuer Kunst zu befunden, sondern auch dadurch, daß sie den lebenden Künstlern in den Räumen des Museums für Ausstellungen Obdach gewährt, solange Breslau keine Kunsthalle besitzt. Damit ist der Mangel geeigneter, im Inneren der Stadt gelegener Räume für Ausstellungen neuzeitlicher Kunst fürs erste glücklich behoben.

S.

Der neue Leiter

des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer

Zu den schönsten und reichsten Museen unserer Heimatprovinz gehört unstreitig das der Stadt Breslau gehörende Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer. Seit längerer Zeit verwaist, hat es jetzt endlich wieder einen Leiter bekommen in der Person des bisherigen wissenschaftlichen Assistenten am Ham-

burger Museum für Kunst und Gewerbe, Dr. Heinrich Kohlhaufen, der nunmehr zum Direktor der städtischen Kunstsammlungen ernannt worden ist.

Dr. Kohlhaufen ist ein Landkind. Er stammt aus dem Regierungsbezirk Kassel. In Marburg besuchte er das Realgymnasium und bezog hier auch die Universität,

um dann seine Studien in Berlin fortzusetzen. Am Weltkrieg nahm er von 1914 bis 1918 teil. Nachdem er im Jahre 1921 zum Dr. phil. promoviert hatte, ging er 1922 als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter an das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe, wo er später zum Assistenten aufrückte.

Der neue Leiter unseres Kunstgewerbemuseums, der sich auf größeren Studienreisen reiche Kenntnisse und Erfahrungen erwerben konnte, hat eine Stelle angetreten, die bisher einer unserer bekanntesten Museumsfachleute innegehabt hat, Professor Dr. Karl Masner.

Die Zeugnisse seiner Lebensarbeit treten uns bei einem Museumsbesuch auf Schritt und Tritt entgegen, und ebenso sind die Liebenswürdigkeit und Lauterkeit seines Wesens unvergessen. Die Arbeit des neuen Leiters wird auf einem anderen Gebiete liegen, als es Masner pflegte. Hatte dieser im wesentlichen eine großartige Sammeltätigkeit entfaltet, so wird es die Aufgabe Kohlhaußens sein, diese reichen Schätze durch geeignete Auswahl und Aufstellung fruchtbar zu machen und sie an das Volk heranzubringen. So wird seine Aufgabe eine im höchsten Sinne erzieherische sein. G—z.

Aus dem schlesischen Kulturleben

Die erste schlesische Kulturtagung des Kampfbundes für Deutsche Kultur

Mit der Eröffnung der Ausstellung „Nationaler Kitsch in Wort, Bild und Ton“ am 21. Oktober im Breslauer Messehof begann diese für das schlesische Kulturleben bedeutsame Tagung. Es folgte am Nachmittag die Amtswalterversammlung mit Ansprachen und Referaten des Landesleiters Professor D. Bornhausen, von Bürgermeister Schönwälder, Dr. Schulz u. a. Den Höhepunkt der Veranstaltung bildete der Deutsche Kulturabend im Breslauer Konzerthaus, dessen wohl-durchdachtes, sinnvolles musikalisches Programm (Intendant Schmidt-Belden und die Schlesische Philharmonie) ebenso wie die grundsätzlichen Gedanken in den Reden Prof. D. Bornhausens und Bürgermeisters Schönwälders hervorgehoben werden müssen. Am Sonntagvormittag fand im Schloß eine wohlgelungene Morgenfeier „Schlesische Musik und Dichtung“ statt, deren musikalischer Teil Streichquartette von Richard

Weß und Hermann Buchal und Eichendorfflieder von August Doelkel brachte; die schlesischen Dichter Hans Christoph Kaergel und Rudolf Siefert lasen aus eigenen Werken und hinterließen damit bei den Zuhörern einen tiefen Eindruck. Der Nachmittag versammelte unter der Leitung Dr. Herbert Englers, des Landesreferenten der „Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums“ im Savoyhotel ein literarisches Kollegium, das einen ersten Versuch zur Zusammenfassung der aufbauenden Kräfte im schlesischen Schrifttum bildete und zu einer ständigen Einrichtung ausgebaut werden soll, und in dessen Verlauf grundsätzliche Bemerkungen zur Frage der Reinhaltung des deutschen Literaturgutes von Kitsch und Konjunktur gemacht wurden. Die Tagung wurde durch Festvorstellungen in der Deutschen Oper (Sonntag), im Lobetheater (Montag) und durch Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt Breslau abgegeschlossen.

Zusammenarbeit der kulturellen Kampffront in Schlesien

Neben den Kampfbund für Deutsche Kultur treten nunmehr noch zwei weitere Verbände als maßgebliche Kulturträger in unserer Heimatprovinz, so daß eine Zersplitterung wie auch Verfolgung von Sonderinteressen für die Zukunft unterbunden und unwirksam gemacht werden. So fand im Breslauer Konzerthaus unter Vorsitz von Bürgermeister Schönwälder eine Besprechung statt, zu der eine Reihe führender Persönlichkeiten der Behörden und der Partei geladen war und die den Zweck verfolgte, ein Landeskuratorium der „Deutschen Bühne“ und die „Schlesische Gesellschaft für Deutsche Kultur“ zu gründen, die die provinzielle Verwaltungsstelle der „Gesellschaft für deutsche Kultur“, einer preußischen Behörde, bildet. Die Aufgabe dieser Gesellschaft besteht vor allem in der Heranziehung wertvoller künstlerischer Kräfte für musikalische Veranstaltungen usw. und ihrer Verteilung auf alle Städte Preußens

und besonders die Grenzgebiete. Die Schirmherrschaft hat Oberpräsident und Gauleiter Helmuth Brückner übernommen. In das Landeskuratorium der „Deutschen Bühne“ sind berufen: als Vorsitzender Bürgermeister Schönwälder, der zugleich zum Präsidenten der Schlesischen Gesellschaft für deutsche Kultur ernannt ist; weiterhin: Oberregierungsrat Dr. Westram vom Oberpräsidium in Breslau; erster Landesrat und Landesämterleiter von Stutterheim von der Provinzialverwaltung Niederschlesien; Untergauleiter Huebenett; Graf Yorck für den Bund „Deutscher Osten“; Oberschulrat Siefert von der Regierung Oppeln; Untergauleiter Stolpe, Görlitz; Stadtrat Siefen; Intendant Krieglger von der Schlesischen Funkstunde; Direktor Moch und Direktor Wagner, der zum Geschäftsführer der Schlesischen Gesellschaft für Deutsche Kultur bestellt wurde. G—z.

Bücherschau

Germanische Urzeit in Oberschlesien

Die „urpolnische schlesische Erde“ ist ein berüchtigtes Schlagwort der polnischen Propaganda. In Wirklichkeit ist es so, daß wir Deutsche das Erstgeburtsrecht in Gesamt-schlesien haben und die Germanen das erste geschichtliche Volk in Schlesien sind. Vom grenzland-deutschen Standpunkte muß es daher außerordentlich begrüßt werden, wenn jetzt die Monatschrift „Der Oberschlesier“ mit einer besonderen Broschüre über die germanische Urzeit Oberschlesiens hervortritt und uns so für den Kampf um Schlesien wertvollstes Material in die Hand gibt.

Das Wert, das mit vielen guten Bildern und Skizzen geschmückt ist, bringt zunächst Beiträge zur Stammes- und Besiedlungsgeschichte der Germanenzeit, dann Schilderungen altgermanischer Ansiedlungsstätten in

Oberschlesien und ihre Erforschung. In die Geistesgeschichte der germanischen Urzeit führt ein der Aufsatz über heilszeichen auf wandalischen Altertümern Oberschlesiens. In einem besonderen Abschnitt werden die Beziehungen des heimischen Germanentums zu anderen Ländern und Kulturen aufgezeigt. Es folgt ein Abschnitt über die Stellung der deutschen Vorgeschichte in der neuen deutschen Schule, ein weiterer über die Quellen zur ober-schlesischen Ur- und Frühgeschichte. Zum Schluß bringt das Heft Berichte über die ober-schlesische Bodendenkmalspflege.

Der Ladenpreis beträgt RM. 1.50, bei Massenbezug Rabatt. Der gediegenen und geschmackvoll ausgestatteten Broschüre ist weiteste Verbreitung zu wünschen. Auch als Geschenkgabe ist sie sehr zu empfehlen.

Unseres Volkes heldenhafte Kämpfe

und todtrogendes Ringen um die heißgeliebte deutsche Heimat Erde haben in den Kriegsbüchern P. C. Ettighoffers ein unvergängliches und unvergleichliches Denkmal gefunden. In diesen Blättern ist das Geheimnis der Kunst eingefangen. Es wird still um den Leser, er vergißt alles, was sich um ihn bewegt, und vergräbt sich ganz in das unheimliche Geschehnis des Krieges. Es gibt nur wenige Dichter in Deutschland, die so ehrlich und maßvoll bescheiden schreiben und dennoch so groß und mächtig in der Wirkung sind.

Gespenster am Toten Mann

264 Seiten, kart. RM 3.—, Ganzl. RM 4.50

Feldgrau schafft Dividende

Das Buch einer qualvollen Gefangenschaft
328 Seiten, kart. RM 3.—, Ganzl. RM 4.50

Von der Teufelsinsel zum Leben

Das tragische Grenzlandschicksal des
Alphons Paoli Schwarz
320 Seiten, kart. RM 3.—, Ganzl. RM 4.50

Durch jede Buchhandlung
zu beziehen

Verlag J. P. Bachem G.m.b.H., Köln

Wer die Glatzer Bergheimat liebt, tritt dem Glatzer Gebirgsverein (G. G. V.) bei

Der G. G. V.

1881 gegründet, umfaßt z. Zt. 65 Ortsgruppen und eine stattliche Zahl Jugendgruppen mit zusammen 8000 Mitgliedern.

Der G. G. V.

ist bestrebt, das Interesse für die Grafschaft zu beleben, das Verkehrswesen zu bessern, das Wandern in den schönen Bergen zu fördern.

Der G. G. V.

unterhält daher zahlreiche Gebirgswege, Aussichtstürme, die Wegebezeichnung und zwei Gebirgsbauten: die Hindenburgbaude in Grunwald bei Bad Reinerz sowie die Brandbaude bei Habelschwerdt.

Der G. G. V.

pfl egt die Heimatforschung und Volkskunde, er fördert die Glatzer Heimatbücherei, er schuf und unterhält das

Glatzer Heimatmuseum

auf der Festung. Die reich illustrierte Vereinszeitschrift: „Die Grafschaft Glatz“ erscheint jährlich in 6 Hefen, die den Mitgliedern frei und unentgeltlich zugehen. Mitgliedsbeitrag jährlich 3,50 RM. Meldungen sind zu richten an die Ortsgruppen oder an den Hauptvorstand in Glatz. Postscheck-Konto Breslau 14110.

Der Hauptvorstand des G. G. V.

Bürgermeister Goebel, Glatz, 1. Vorsitzender.
Tierarzt Roemer, Geschäftsführer,
Glatz, Neulandstr. 1, Fernruf Glatz 2110

Für Sie und Ihre Familie nur die

„Schlesische Funkstimme“

(blau - weißes Titelblatt)

Das Blatt besten Inhalts und vorzüglicher Ausstattung
Keine bindende Verbandsverpflichtung!

Die „Schlesische Funkstimme“ bietet für jeden Abonnenten und seinen Ehegatten

1. eine Verkehrsunfall-Versicherung von **2000 RM.**
zusammen
bei Verkehrsunfall mit tödlichem Ausgang

2. eine Sterbegeld-Versicherung von **100 RM.**
zusammen
Aufnahme - Alter: Für Verkehrsunfall - Versicherung
16-65 Jahre, für Sterbegeld-Versicherung 16-55 Jahre

Die ermäßigten Bezugspreise:

Ausgabe A das Blatt für Ortsempfang
mit Verkehrsunfall- und Sterbegeld-Versich.
monatlich **1 RM.**, zuzügl. 6 Pf. Zustellgebühr

Ausgabe B das Blatt für Fernempfang
mit ausführlichem Europa-Programm
und mit Verkehrsunfall- u. Sterbegeld-Vers.
monatlich **1.21 RM.**, zuzügl. 6 Pf. Zustellgebühr

Allein in den letzten Monaten über 40 Sterbegeld - Auszahlungen!
Empfehlen Sie bitte die „Schlesische Funkstimme“ überall weiter! Je größer der Leserkreis, desto höher die Leistungen!

Verlag „Schlesische Funkstimme“
T. H. SCHATZKY A. - G.

Breslau V, Neue Graupenstraße Nr. 7
Fernruf 244 68, 244 69 und 266 51